C. Spindler's sämmtliche Werke.

Neue Folge.

Achtzehnter Band.

Enthält:

Für Stadt und Land.

II.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1849.

Für Stadt und Land

von

C. Spindler.

Zweiter Band.

LEIHBIBLIOTHEK
VON
F. W. HOHBACH

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1849.

Benzenweiler.

Er ist von dannen gefahren in der Blüthe seiner — Schulden; laßt uns ihm ein Denkmal setzen, in welchem nicht, wie etwa in einem lieblosen Handelsbuch, dem übervollen Soll ein Haben mit unausgefüllten Kolonnen gegenüber stehe; denn nach dem hergebrachten Maaßstab von Soll und Haben rechnet wohl der Philister in kleinbürgerlichem Sinn den Werth des Daseyns aus, um darnach Glück oder Unglück, Ehre oder Schmach zu ermessen, ohne je sich einfallen zu lassen, daß es auf Gottes weiter Welt Wesen gibt, welche die Grundbedingung ihres Athmens und Lebens in solchem Urstoff nicht duldet. Was kümmert es den Propheten, wenn die Gevatterinnen

seines heimathlichen Städtchens den Nachbarn und Marktweibern die Thorheiten seiner Jugend, die Erbärmlichkeiten seines Hauses erzählen? Was kümmert es die Welt, ob der Stern, der nächtlicher Weile so hell herniederstrahlt, von gebrechlichen Wesen bewohnt ist, gleich der Erde, oder nicht? Was thut es uns, daß Mozart mit armseligen Klapperschulden zu kämpfen hatte, und Schiller zu Weimar ein Herr Hofrath hieß?.... Und diese Rücksichten auf Kleinigkeiten der nächsten Umgebung streifen sich nicht nur von großen Geistern ab, sondern von allen Denen, deren Daseyn aus dem engen Kreise beschränkter Bürgerlichkeit heraustritt, um in der großen Welt eine, wenn schon zuweilen ganz unbeachtete Rolle zu spielen; sie bestehen eben so wenig als für den gottbegabten Seher, für den Abenteurer, möge er nun mit Fürsten, Grafen und Herren vertraulichen Umgang pflegen, oder vor einer Versammlung von Kindsmägden und Lehrbuben auf dem Seile tanzen; und wenn diese Parallele für alle Diejenigen demüthigend erscheint, deren Stirne die

Kränze rühmlichen Erfolgs schmücken, so ist sie dafür um so glücklicher für jene, von denen es heißt: euer Ruhm klingt nicht fein.

Eugen war kein Dichter, kein Weiser und kein Held, nicht einmal ein Romanheld der alten Schule, aber auch keiner aus der Schaar der verwahrlosten Glücksritter; weder Don Juan noch Leporello, doch immer einer von denen, welche das Gerede der Leute auf dem Markt und vor der Kirche nicht in Wagschalen legen, und deren Ehrlichkeit, wenn sie auch keinen ehernen Riesen vorstellt, dennoch auf Füßen von schlechtgebranntem Thone ruht. Er ist zu Baden und Homburg, zu Wiesbaden und Pyrmont oft gesehen worden, wie er am grünen Tische stand, eine mittelgroße Mannsgestalt, musterhaft behandschuht und beschuht, stets gekleidet, wie es sich für Jemand ziemt, der nach des alten Polonius Rath weder im Vortrab noch im Nachtrab der Mode einhergehen mag. Sein Antlitz war von keiner lebhaften Färbung, und erhielt eine gewisse anziehende Blässe durch den glänzend schwarzen Bart, dessen rothbraune Wurzel den Gebrauch des chine-

sischen Wassers bezeugte, das hie und da wohl auch dem Blicke des aufmerksamen Beobachters durch kleine Brandflecken auf der Haut sich verrieth. Er galt, wo er hinkam, für einen sogenannten schönen Spieler: im Verlieren unerschrocken, im Gewinnen keck und der Bank gefährlich, wenn auch blos für Augenblicke, weil seines Gleichen die Beute der guten Stunde nur hinzunehmen scheint, um für die böse ein Opfer in Bereitschaft zu halten; und bekanntlich ist im Leben des Spielers die Anzahl der bösen Stunden immerdar die überwiegende, weil das Spiel ja, des Erdenwallens getreues Abbild, den vergeblichen Kampf der von Leidenschaften verwirrten armen Seele gegen das kalt und gleichmäßig einherschreitende Geschick darstellt.

Gott allein mag wissen, welcher Wirbelwind des Zufalls Eugen zum Fürstenbronn führte. „Wo und was ist das?“ — Es ist kinderleicht zu finden, das reizende Dörflein Benzenweiler am Strand des klaren Baches zwischen den Waldhügeln. Umhegt von uralten knorrigen Eichen, von saftiggrü-

nen Buchen und breitblätterigem, weißstämmigem Ahorn steht dort das neue Badhaus „zum Fürstenbronn“, am Fuße des Felsens, welchen die Trümmer der alten Raubveste krönen, und dem Bade gegenüber das Landhaus des Fürsten, worinnen der mit der Aufsicht über die Badanstalten betraute Kammerherr und ein Arzt aus der Residenz den Sommer über wohnen. Das Bad war diesmal über alle Erwartung belebt, das Badhaus gefüllt wie eine Häringstonne, ringsumher in Bauernhäusern und Meierhöfen jedes nur irgend bewohnbare Kämmerlein von Fremdlingen besetzt, die sich glücklich schätzten, hier für schweres Geld einen Strohsack und einen Holzschemel zu erhalten, nachdem anderwärts ihnen keine Einrichtung üppig genug und jede noch so billige Forderung dafür übertrieben vorgekommen. Mehr noch als die übergroße Sommerhitze hatte des Fürsten unverholene Vorliebe für den Ort die Honoratioren der Residenz angelockt. Eine englische Familie, welche das Jahr zuvor sich zu dem damals noch sehr einsamen Fürstenbronn verirrt hatte, war

durch geschickt angebrachte Zuvorkommenheiten des hierin wohlberathenen regierenden Herrn den Winter über in Blasburg festgehalten worden, und hatte in langen, in endlosen Briefen, wie nur Engländer sie an Freunde und Bekannte schreiben, die Herrlichkeiten des jungen wohlfeilen Bades gepriesen, vor allem aber den Hofhalt gerühmt, welcher den Kindern des stolzen Inselreiches die gebührende, leider aber auf dem Festlande sich stets seltener machende Hochachtung nicht vorenthalte. Diese Sendschreiben hatten unmittelbar und mittelbar aus allen Ecken und Enden der Welt her Schaaren des Volkes angelockt, das wie Kletten und Pech an einander hängt, klebt und hält; mit den Britten waren die Russen gekommen, die in neuester Zeit überhaupt nicht höher schwören als: „God damn," und mit den Russen, wahrscheinlich angelockt durch den Juftengeruch, einige deutsche Edelleute.

Es war just Sonntag. Der Zudrang der festtäglichen Besucher ließ den Platz und die Baumgänge vor dem Badhause wie von einem wim=

melnden Ameisenhaufen übersät erscheinen. — — „Sie werden das glückliche Pflegkind des Durchlauchtigsten gewaltig verändert gefunden haben, mein lieber Baron,“ sagte der Kammerherr, auf das fröhliche Getümmel deutend, zu dem überlangen, klapperdürren Mann, der wie eine aufgereckte Lärmstange neben ihm einherwandelte. Der Freiherr Owe verzog sein Jünglingsantlitz von fünfzig Jahren in gewisse steife Falten, die bei ihm ein Lächeln vorstellten, und versetzte: „Sehr verändert, in der That, gänzlich verändert, lieber Graf, doch nur zum Vortheil. Serenissimus hätte aber auch diese seine Schöpfung keinen würdigern und fähigern Händen übergeben können, als den Ihren. Ich treffe hier eine schöne Gesellschaft, und darum herum ein zahlreiches Publikum, das sich ganz leidlich benimmt und vollends tadellos benehmen wird, sobald sich nur Jemand findet, um den rechten Ton anzugeben, bevor die Massen allzusehr in einander verschwimmen.“ — „Sollte denn nicht eben in diesem Verschwimmen der Hauptreiz eines Badeaufenthalts liegen?“ fragte dagegen Graf

Sweter: „Die Absonderung in kleinerem Kreise finden wir auf unseren Schlössern, die große Gesellschaft in den Hauptstädten, also muß es zur Abwechselung ein Drittes geben, das uns hier beschäftige.“ — „Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Ihre Ansicht zu theilen,“ versetzte Owe, „doch hab' ich, ohne Badintendant zu seyn, den Gegenstand unseres Gesprächs in müßigen Stunden reiflich erwogen und einige Uebergänge dabei entdeckt, die Ihrem Scharfblick sich vielleicht entzogen haben.“ — Worauf Sweter: „Vier Augen sehen natürlich mehr denn zwei. Dürft' ich bitten?“ — — „Mich will nämlich bedünken,“ sprach der Freiherr, „daß neben dem Tummelplatz der allgemeinen Maskenfreiheit sich eine angenehme Zufluchtstätte für diejenigen befinden müßte, welche zwar recht gern sich in die Wogen der Masse stürzen, doch nur unter dem Vorbehalt, in jedem Augenblick das sichere Eiland der Gesellschaft erreichen zu können. Wir gehen wohl auf einen öffentlichen Ball, um das Volk tanzen zu sehen und um allenfalls sogar selber mitzutanzen, aber der

Gesellschaft sollte auch Gelegenheit geboten werden, sich unter sich zu vereinigen, und da in Ihrem jungen Bad die Wohnungen vorläufig nur noch aus Schlafkammern bestehen, so dürfte es ein dringendes Bedürfniß seyn, in einem öffentlichen Lokal etwas zu veranstalten, was man in andern Bädern, wie zu Carlsbad, Teplitz, Baden, Wiesbaden: Reunion nennt, und das füglich hier auch so heißen könnte. Wir hätten in Ihrem Badehaus den blauen Salon und das rothe Zimmer, welche sich zu diesem Behuf eignen, als wären sie eben nur dafür erbaut." — Der Kämmerer schüttelte den Kopf und murmelte von seinen Instruktionen, die ihm geböten, vor allem die Frequenz des Bades befördern zu helfen. Owe lachte, und meinte, der Besuch des Bades müsse just dadurch nur um so zahlreicher werden, sowohl von Seiten des Publikums, als von Seiten der Gesellschaft selbst, denn die große Masse dränge sich nirgends lieber zu, als da, wo es irgend einen vorbehaltenen Raum, eine verschlossene Thüre gäbe, kurz: wo etwas zu erlauschen sei. Sweter

versprach, die Sache in Ueberlegung zu ziehen; und um vorläufig das Gespräch abzulenken, brachte er die Rede auf den Ersten Besten, der ihm in's Auge fiel. Dieser Erste Beste aber war Eugen, der Wohlbehandschuhte.

„Ich kenn' ihn wohl," erläuterte Owe: „denn seit mehreren Jahren begegnet er mir in jedem Bade, wohin ich komme. So sah ich ihn auch im vorigen Sommer zu Baden. Er soll von guter Familie seyn, und hat eine anständige Erziehung genossen, ist ein vorzüglicher Schütze, ein kecker Reiter, ein flinker Tänzer, spricht geläufig französisch, englisch und spanisch, und besitzt, oder besaß mindestens, die gute Eigenschaft, die Badefreiheit nicht zu mißbrauchen. So stand er mit den Herren insgesammt auf einem guten Fuß, und, war es nur eine Frucht bitterer Erfahrungen oder natürlichen Taktes und Feingefühls, — jedenfalls wußte er die von den Verhältnissen gezogenen Schranken so genau einzuhalten, daß ihm ein gewisses Wohlwollen dafür zum Lohne wurde, wo-

durch er nachderhand sein „Fortkommen" sehr erleichtert sah."

Der Genannte segelte inzwischen einer Erscheinung nach, die ihm früher schon im Leben aufgefallen war, da er just einmal wieder Zeit und Weile gehabt haben mochte, sich um seine Umgebung zu bekümmern. Die wohlgenährte, blendend weiße Blondine mit den schmachtenden blauen Augen und dem weit ausgeschnittenen Gewand, begleitet von einer rothnasigen Dueña, hatte ihn dazumal wohl auch bemerkt, da es bekanntlich schwerere Dinge hinieden gibt, als ein Weib mit dem Umstand bekannt zu machen, daß es unsere Aufmerksamkeit erregt, unsere Theilnahme gewonnen habe; aber sie hatte zugleich die Grausame gespielt, und gar nicht dergleichen gethan, als nehme sie nur die stillen Huldigungen wahr, die sich ihr weihten; auch war Eugen nicht so glückiich gewesen, denjenigen aufzutreiben, der ihn der reizenden Wittwe von kaum vierzig Jahren vorstellte, und somit hatte die Bekanntschaft bald ein Ende erreicht, bevor sie nur begonnen, der galante Kavalier jedoch die Dame seiner stillen

Wahl keineswegs aus dem Gedächtniß verloren. Wie er sie nun zu Benzenweiler wiederfand, die stattlich aufgeputzte, wie ein Liebfrauenbild mit Kleinodien, Ketten, Spangen und Ringen behangene Marquise von Bicocca, so ahnte er gleich, daß seine Sterne diesmal günstiger leuchteten, weil keine Spur mehr von dem kleinen, schwarzen, hagern Portugiesen zu erblicken war, der, ein Schatten in jeder Beziehung, früher die Engländerin mit dem italienischen Namen begleitet hatte, und weil diese überhaupt in Mitten des lebhaften Verkehrs sehr verlassen schien. Eugens Ahnung war in der That keine trügerische, und an demselben Abend noch fiel im passenden Augenblick ein Schnupftuch zu Boden; vielleicht war es auch ein Handschuh, ein Buch, oder sonst ein Gegenstand, welchen Eugen aufhob, um ihn der blonden Liddy zu überreichen, und bei diesem Anlaß das Gespräch an die Erinnerung früheren Begegnens zu knüpfen und zu fesseln. Die frühere Begegnung gab die Marquise zu, doch in einer Weise, welche zeigen sollte, daß sie eigentlich sich nicht daran erinnere;

von den andern Beziehungen des gemeinschaftlichen Aufenthalts sprach sie dagegen gern und ausführlich, so wie sie auch nicht ermangelte, über die Gesellschaft zu Fürstenbronn strenge Musterung zu halten.

„Ich verweile schon seit zwei Wochen hier,“ sagte Liddy bei dieser Gelegenheit: „und fühlte mich in der ersten Zeit recht behaglich. Der Verkehr war heiter, gemüthlich, anspruchslos, wie er in einem kleinen Bade seyn soll, und die Anwesenden bildeten eine einzige Versammlung. Morgens begrüßten sich Alle beim Brunnen, vor Tisch sah man sich auf der Promenade. Die vornehme Welt hatte ihre späte Eßstunde aufgegeben, und die kleine entgegenkommend die ihrige hinausgerückt, so daß die gesammte Gesellschaft sich bei Tische vereinigen konnte, um Nachmittags gemeinschaftliche Ausflüge in die Umgegend zu unternehmen. Die hochmüthigen jungen Herren, wie Mister Springford, Herr von Zurriburri, Graf von der Swieten fanden nichts natürlicher, als den Frauen und Töchtern der petite bourgeoisie auf's artigste den Hof zu ma-

chen, insofern diese Damen nur hübsch waren. Wir fühlten uns alle zufrieden, bis der böse Feind, neidisch auf unser Glück, die Frau von Owe in unsere Mitte warf. Sie ist eine geborene Engländerin und war einst sehr schön, wie ich mich noch wohl erinnern kann. Ihr Vater war Vikar auf dem Gute meines Vaters, und ich noch ein ganz kleines Mädchen, als Harriet mir den ersten Unterricht in der französischen Sprache ertheilte. Sie hieß damals im Munde der Landleute die trübselige schöne Miß, weil sie aus Liebeskummer sich in's Wasser gestürzt hatte, und, wider ihren Willen gerettet, melancholisch geblieben war. Die Melancholie dauerte jedoch nicht ewig. Eines Morgens ließ Harriet sich vergebens erwarten, und als Gott den Schaden besah, war sie mit einem Offizier auf Halbsold durchgegangen. Seitdem hab' ich sie in Rom wiedergesehen, wo sie für die Freundin eines polnischen Magnaten galt, und später hat sie den alten Jüngling, ihren hochwohlgeborenen Herrn Gemahl, zu Paris kennen gelernt und geheirathet. Sie heißt immer noch

eine hübsche Frau. Doch das nur beiläufig. Kaum war sie zu Fürstenbronn angelangt, als auch das Unkraut der Zwietracht zu keimen und unaufhaltsam aufzuschießen begann. Nicht minder hochmüthig als gefallsüchtig, versammelte sie einen Hofstaat um sich, der wohl oder übel ihr strenges Gesetz sich muß gefallen lassen. Der Wirth trägt dieser Koterie das Mittagsmahl an einen besondern Tisch zu einer Stunde auf, zu welcher die Eingebornen des Landes schon stark an das Nachtessen denken. Andere, die sich nicht minder Weltleute dünken, sahen sich dadurch gezwungen, ebenfalls die ländliche Einfachheit der Tageseintheilung abzustellen, um sich nicht als die Paria's zu bekennen, für welche man sie ausgeben möchte, und so hat sich das frühere gemüthliche Verhältniß gelöst, um einem steifen, gespannten Wesen zu weichen, das wahrhaft unerträglich wird, wie Sie sich heut' Abend auf dem Ball überzeugen können . . . . ." — „Wo ich um so viel Tänze bitten möchte," unterbrach sie Eugen, „als Sie mir zu gönnen mich würdigen wollen." Die Marquise

lächelte still in sich hinein. Gar zu gern hätte sie sich einen Sclaven vom ersten Walzer bis zum Cotillon leibeigen gemacht, besaß jedoch Selbstbeherrschung genug, zu entgegnen: „sie habe schon so vielen Tänzern sich versagt, daß sie nicht wohl über sich verfügen könne, sondern sich mit der Rolle einer Zuschauerin begnügen werde.“ Eugen ließ sich indessen nicht abweisen und erwirkte endlich die Zusage eines Contretanzes.

Als zu leidlich früher Stunde die Musik im Ballsaal zum Tanz zu locken begann, saß die von Liddy bezeichnete Koterie noch bei Tische und die: „lovely Queen Harriet“ war diesmal ungemein wohl aufgeräumt und gnädig, weil der Reiz ihres Lächelns und die Macht ihres Blickes mit siegreicher Gewalt die Bedenklichkeiten niedergeschlagen, welche Sweter ihren Plänen entgegengestellt hatte, so lange niemand weiter dafür gesprochen, als der Freiherr Owe. Der schönen Frau gegenüber war der Intendant fügsam gewesen wie ein krankes Kind, und hatte die Errichtung einer abgeschlossenen Gesellschaft förmlich ausgesprochen, welche

unter dem Namen „Cercle" in dem blauen Salon und im rothen Zimmer ihr Wesen treiben sollte. Die Beisassen der Tafelrunde waren so zu sagen: geborene Mitglieder. Ueber die Aufnahme neuer hatten unter dem Vorsitz des „alten Knaben" der unverschämt-blonde Springford, der vierschrötige van der Swieten und Don Emanuel de Zurriburri de Torre-Bobo y Fumarada zu entscheiden, und besonders einige vorläufig schon bezeichnete Personen zurückzuweisen, von denen man voraussetzte, sie würden sich durch den hohen Subscriptionspreis nicht abschrecken lassen. Unter dieser Zahl war auch die Marquise begriffen, „diese fünfzigjährige Kokette, die Tochter eines Bartscheerers in einem kleinen Dorf," wie Harriet sie zu bezeichnen pflegte, wenn sie sich jemals herabließ, von „der Person" zu sprechen.

Wann wird der Cercle eröffnet? — Morgen mit Conversation, übermorgen mit Tanz. — Die Damen erscheinen in Hüten. — Die Herren in Ueberröcken. — Badefreiheit! — Verbannung alles lästigen Ceremoniels! — Entfernung alles steifen

Zwangs! Ungezwungene Heiterkeit! — So schwirrten die Redensarten bunt durch einander, und es klang wie bitterer Hohn, die von Freiheit und Ungezwungenheit sprechen zu hören, deren mächtigste Lebensfrage sich für den Augenblick um die Aufgabe zu drehen schien, die fessellose Lust des Landlebens in eine großstädtisch = kleinstädtische Zwangsjacke zu schnüren. —

Die Musikanten im Ballsaal hatten gut pfeifen und locken; keine Seele schien sie zu vernehmen, obschon allen den vielen Mädchen und jungen oder jung thuenden Frauen die Sohlen gewaltig prickelten und eine Menge von Tänzern sprungfertig dastand. — „So geht es jedesmal," sagte Liddy zu Eugen: „regelmäßig kommt die Koterie zu spät, und dennoch wagt Niemand den Reigen zu eröffnen, just als ob Harriet vom Himmel oder von der Obrigkeit zu diesem Amt ausdrücklich bestellt wäre. Mich wundert nur, daß die Musik aufspielen mag, bevor die gewissen Leutchen erscheinen." — „Dieses Joch wäre am Ende noch abzuschütteln, sollt' ich meinen," flüsterte er.

— „Gewiß,“ versetzte sie: „doch hat das Volk nicht den Muth dazu.“ — „Wollen wir ihm nicht mit gutem Beispiel vorangehen?“ — „Schier fühl ich mich versucht, es zu thun.“ — „O, folgen Sie der Versuchung . . . —“ Die Marquise zauderte, doch mit sanfter Gewalt zog Eugen sie vom Sitz empor, flog im nächsten Augenblicke mit ihr in raschen Wirbeln durch den Saal, und das Eis war gebrochen, so daß Harriet und ihr Hof bei ihrem Eintritt die Unterthanen des Badereichs in vollem Aufruhr trafen. Die Damen rümpften die Nasen, die Herren schauten finster und verdrießlich drein, und Owe sprach zu Sweter: „Sie sehen, mein Bester, wie sehr es die höchste Zeit war, den Cercle zu etabliren, denn hier scheint es um alle Ordnung geschehen zu seyn. Ich möchte wohl wissen, wer sich's hat beikommen lassen, die Stelle der Baronesse Owe zu vertreten?“ — „Wer anders,“ sagte Springford ziemlich laut: „als die Hexe aus Leicestershire? Wollen Sie wetten, Baron?“ — „Ich nicht,“ versetzte der: „doch wenn es wahr ist, so mag der junge Herr sich in Ob-

acht nehmen." — „Was thäte solch ein Mensch nicht alles für Geld und gute Worte," bemerkte van der Swieten, indem er die Baronesse vorwärts führte, weil eben der Tanz aufhörte, die Tänzerinnen ihre Plätze wieder suchten, und die eben eingetretenen Damen sich zu setzen begehrten. Zuversichtlich schritten sie auf die Sessel zu, welche sie gewöhnlich einzunehmen pflegten, jedoch schon besetzt fanden. Harriet und ihre Begleiterinnen schienen zu erwarten, man werde aufstehen, um ihnen Raum zu geben, wie früher wohl schon geschehen war; diesmal aber trafen sie, statt gutmüthiger Blasburgerinnen, hochmüthige Töchter der Londoner Altstadt, welche ihren herausfordernd fragenden Blicken mit kaltem Hohn begegneten, so daß Harriet vor Unmuth sich kaum zu fassen wußte, und allen Ernstes in Verlegenheit gerathen seyn würde, hätte nicht van der Swieten durch seine Geistesgegenwart die Gestalt der Dinge wie mit einem Zauberschage umgewandelt, indem er Don Emanuel einen Wink mit den Augen gab, und gleich darauf die hintere Banquette vorne

dran stand, bevor irgendwer nur geahnt, was im Werke sei. Mit der unbefangensten Miene von der Welt nahmen die Damen den Sitz ein, und das ganze Kunststück war so schnell vor sich gegangen, daß die Mehrzahl der Anwesenden nichts davon inne geworden, und selbst die erstaunten Fischhändlerskinder vom Themsestrand ihren eigenen Augen nicht trauen wollten. Dem Intendanten war indessen der Auftritt nicht entgangen, und um einer allenfallsigen Erörterung keinen Raum zu gönnen, ließ er schnell von neuem aufspielen. — „Was hab' ich Ihnen gesagt, mein Herr?“ sprach Liddy zu Eugen, der sie zum verheißenen Contretanz zu holen kam: „schon erfüllt sich, was ich prophezeihte, und es sollte mich wundern, wenn es nicht bald noch besser käme, da die Impertinenz einmal so schön im Zug ist.“ — Und die Blondine hatte mehr noch Recht mit ihrer Voraussagung, als sie selbst gemeint, denn als das Paar an den Sitzen der Koterie vorüberging, um anzutreten, ertönte eben von Harriets engelsanfter Stimme die Frage: „Mais, Mon-

sieur, est-ce que l'on peut danser avec ça?" — Eugen zuckte und blickte bedeutsam und wie fragend auf die Gruppe hin, doch ließ ihm die Marquise keine Zeit, seine Aufwallung deutlicher zu zeigen, sondern förderte ihre Schritte, indem sie seinen Arm etwas fester packte, und ihm zuraunte: „Wenn Sie vernünftig seyn wollen, mein Kind, so sollen Sie eine bessere Genugthuung finden, als Sie durch eine heftige Scene sich verschaffen können, doch verlange ich strengen Gehorsam und für den Augenblick die ruhigste Haltung ....." — Er mußte ihr Folge leisten, und fand später auch keine Gelegenheit mehr, den auferlegten Bann zu brechen, da Harriet für gut erachtete, noch vor Beendigung des Tanzes die Whistpartbieen anordnen und beginnen zu lassen

Die Nacht war keine angenehme für den Intendanten, der, von bevorstehenden Händeln träumend, Blut und Wasser schwitzte, und um seiner Verantwortlichkeit den Rücken frei zu halten, bereits in allem Ernste das mißliche Auskunftsmittel erwog: Eugen unverweilt von dannen zu wei-

sen, obschon er bei der bekannten rechtlichen und geraden Gesinnung seines Herrn und Meisters durchaus nicht wußte, wie er ein so ungerechtes Verfahren gegen den Unschuldigen beschönigen sollte. Van der Swieten seinerseits schlief auch nicht besser, als der Kammerherr; ihn hatte Eugens Drohblick getroffen und betroffen, er erwartete nun, für Harriets unüberlegte Worte zur Rede gestellt zu werden, und hegte doch gar keine Lust, um der Laune eines gefallsüchtigen Weibes willen sein Leben in die Schanze zu schlagen, obwohl er just nicht zu den Feiglingen gehörte, wie er im Feldlager des „Königs von Spanien" sattsam bewiesen. Die Gaben des Geistes wie des Gemüthes sind gar ungleich vertheilt; der eine geht kalten Blutes auf eine kartätschenspeiende Batterie los, und empfindet doch ein schier unüberwindliches Grauen vor dem winzigen Geschütz von Pistoja; — der andere, welchen in offener Feldschlacht das Kanonenfieber in der allerschmähligsten Form ergreifen würde, ist dennoch ein ausgemachter Händelsucher und Raufbold, und nur derjenige sollte

billiger Weise für einen wahrhaft tapfern Mann gelten, dessen Muth, in der Ueberzeugung wurzelnd, jedem Sturme Stand hält; solch' ein Mann aber geht, wohlgemerkt, an leichtfertigem „Krakēl“ ruhig vorüber.

Owe, Sweter und van der Swieten führten Morgens am Brunnen ein angelegentliches und leises Gespräch, und der Freiherr fällte den Spruch: Eugen sei der Sprößling eines edlen Hauses, und obschon, wie ganz richtig bemerkt worden, offenkundig ein leichtsinniger Schuldenmacher, Spieler und Windbeutel, dennoch fähig, Genugthuung zu verlangen, da keine Handlung von ihm bekannt geworden, welch eihn des ritterlichen Ehrenrechtes verlustig mache. Van der Swieten ließ die Ohren hängen und versuchte einige weitere Einwendungen zu machen, die jedoch nichts fruchteten, denn der alte Knabe galt für ein unfehlbares Orakel in allen Ehrensachen; er winkte Zurriburri herbei, um ihn zu des Holländers Sekundanten zu bestellen. — „Ich bin mit Freuden dazu bereit,“ versetzte der, nachdem ihm der Fall vorgetragen worden. „Nur

bitt' ich mir aus . . ." — fiel ihm Sweter in die Rede, und wurde seinerseits wieder durch Emanuel unterbrochen, welcher fortfuhr: „Ich kann inzwischen versichern, daß die Sache nicht so weit kommen wird. Belieben Sie nur die Brunnentrinker in's Auge zu fassen und zu bemerken, daß das zarte Verhältniß von gestern sich bereits gelöst hat. Das Pärlein geht so kalt und fremd an einander vorüber, als hätt' es sich nie zuvor erblickt." — „Wahrhaftig," bestätigte Owe, „mir ist dieser Umstand auch schon aufgefallen, und ich fühle mich zu dem Glauben geneigt, daß der gestrige Auftritt dem jungen Menschen die Augen geöffnet hat." — Van der Swieten athmete wieder freier und setzte mit erneuerter Zuversicht hinzu: „Desto besser für ihn, denn bei mir wäre er an den Unrechten gerathen." — Im nächsten Augenblick jedoch fiel die frische Zuversicht wieder unter den Gefrierpunkt, als Eugen langsamen Schrittes und ernsten Angesichtes auf die Gruppe zukam, feierlich grüßte und nicht minder feierlich den Baron anredete: „Mein Herr,

ich glaube mich der Ehre rühmen zu dürfen, Ihnen nicht ganz unbekannt zu seyn." — Owes Antwort bestand darin, daß er die Herren einander vorstellte. — „Ich bin Ihnen unendlich dankbar," fuhr Eugen zu dem Freiherrn gewendet fort: „daß Sie so gütig sich meiner erinnern. Ich habe nun keine Ursache mehr, den Mangel an Empfehlungen zu bedauern, den ich gestern noch auf das schmerzlichste empfand, denn Sie, mein Herr Baron, sind der Doyen der Gesellschaft, und unter Ihrer Protektion bin ich besser aufgehoben, als etwa in Abrahams Schooß." — „Jedermann ist da am besten aufgehoben, wo er hingehört," bemerkte Owe ziemlich spitz. — „Das ist ganz und gar auch meine Ansicht," betheuerte Eugen, „und diesem Grundsatze zu lieb habe ich es gewagt, mich ohne Führer Ihnen und den andern Herren zu nähern. Sie kennen meinen Namen, meine Herkunft, und um Sie über mein früheres Leben nicht im geringsten Zweifel zu lassen, ersuch' ich Sie, einen Blick auf diese Papiere zu werfen, woraus sie ersehen werden, daß ich

als Offizier Sr. Majestät des Königs von Portugal, meine Pflicht gethan habe. — Owe und van der Swieten prüften die dargereichten Briefschaften mit argwöhnischen Kennerblicken, und Sweter sah, nicht minder besorgt, als die beiden, die erwartete Herausforderung wie mit Siebenmeilenstiefeln unvermeidlich heranrücken. Nur um so angenehmer jedoch sahen sich die Herrn überrascht, als sich endlich herausstellte, daß Eugen nichts anders bezweckte, als in den Cercle aufgenommen zu werden, was sie ihm in der Freude ihres Herzens so unbedenklich zusagten, daß sie nicht einmal daran dachten, erst Springfords Meinung wenigstens zum Scheine einzuholen. Möglicher Weise war auf diese rasche Gewährung eine englische Banknote von hundert Pfund nicht ohne Einfluß geblieben, welche sich zwischen den Briefschaften vorgefunden. — „Sie haben eine eigne Art, Ihr Geld aufzuheben,“ sagte Owe, worauf Eugen die dargereichte Banknote in die Brieftasche legte und gleichmüthig dazu bemerkte: „Ich vermißte das Papier seit sechs Monaten und

hielt es für ganz verloren. Ich bin in der That neugierig, ob ich nicht einmal etwas ordentlicher in dergleichen Dingen werde; doch zweifle ich daran, weil sogar die Noth mich nicht gebessert hat, die bittre Noth, in welche ich durch ein jahrelanges Zerwürfniß mit meiner Familie gerathen war . . .“ — Eine natürliche Folge dieser entweder so unbefangen oder so klug angebrachten Erklärung über die angenehme Wendung seiner Verhältnisse war die Vergünstigung, sich mit der Elite an die Tafel zu setzen, und somit als ein nicht bloß geduldetes Mitglied in den Kreis einzutreten, zu dessen Hauptpersonen er gezählt wurde, bevor eine Woche verging, indem die Damen sich vorzugsweise für den unermüdlichen Tänzer und noch unermüdlichern Erzähler erklärten, und er den Herren eine Unterhaltung bereitete, welche zu Benzenweiler zu finden sie nicht hatten hoffen können, und von der eine wohlweise Badeintendanz nichts ahnen durfte. — Sobald nämlich Sweter seiner Gewohnheit nach Abends zwischen zehn und eilf Uhr sich zur Ruhe begeben, wurde das rothe Zim=

mer abgeschlossen und unter Eugens Vorsitz eine Pharaobank aufgelegt, aus deren bescheidnen Anfängen sich nur allzubald, wie das eben so zu gehen pflegt, ein höllisches Spiel entwickelte, worinnen große Summen verloren gingen und gewonnen wurden, und wobei niemand sich so gut stand als der Bankhalter. Doch fiel es allgemein auf, daß — während Alle viel mehr verloren als gewannen — van der Swieten allein fortwährend vom Glück begünstigt blieb, sich dadurch einen guten Theil von Eugens Beute an englischen Guineen, an russischen Dukaten und an preußischen Thalern zueignete, und endlich in einer schönen Nacht durch ein wohlangebrachtes: „Va banque!“ — die Bank sprengte. Eugen erhob sich ruhig von seinem Sitz, schob mit verbindlichem Lächeln die Goldrollen dem Gewinner zu und sagte dabei: „Sie werden wahrscheinlich meine Stelle jetzt einnehmen, denke ich. Zum Aufhören ist es doch noch zu früh.“ — „Mich schönstens zu bedanken,“ versetzte der Holländer: „ich ziehe das Pointiren bei weitem vor.“ — Die Gallerie

murrte. — Es war ja kaum erst zwei Uhr nach Mitternacht, und sollte das Vergnügen ein Ende nehmen? — „Unmöglich," rief Springford: „ich will lieber die Bank geben, wenn ich auch nur ein geringes Restchen auflegen kann!" — Mit diesen Worten leerte er alle Taschen aus, fand noch irgend eine zerknitterte Banknote, die van der Swieten in Gold umsetzte, und begann die Karten zu mischen. — „Das Spiel ist eine äußerst verderbliche Leidenschaft, mein junger Freund," sagte während dessen Owe, indem er die Ueberbleibsel seiner Baarschaft mit Eugen theilte: „verderblich und gefährlich, und sollte namentlich in Badeorten nicht gestattet seyn." — „Ist es denn hier nicht verboten?" fragte Eugen dagegen. — „Ei freilich," fuhr der andere fort: „und darum thun wir es eben. Das Verbot ist ein Reiz mehr zur Sünde. Wollen Sie neben mir Platz nehmen, mein Bester?" — „Ich werde nur ein paar kleine Sätze wagen können, und zu diesem Besuch den Herrn van der Swieten um die Erlaubniß bitten, mich an seine Karten zu halten, denen

Fortuna hold ist.“ — Die erbetene Vergünstigung konnte nicht wohl versagt werden, das Spiel nahm seinen gewöhnlichen Verlauf, Springford gewann im Ganzen mehr, als er verlor, doch blieb das Glück dem Holländer getreu, und er hätte vielleicht die zweite Bank auch gesprengt, wenn nicht ein Zwischenfall die Gestalt der Parthie verändert hätte. Eugen hatte nämlich unter van der Swieten's Fittichen leidlich gewonnen, den ganzen Gewinnst auf eine Karte gesetzt, wie der andere sie eben hielt, und fortwährend wiederum stehen lassen, so lange van der Swieten für gut fand zu biegen. Hier ist zu wissen, daß durch das verschiedenartige Umbiegen seiner Karte der Pointeur bezeichnet, wie oft er gewonnen, und daß er den Satz sammt dem Gewinn wiederum demselben Blatt anvertraue; der erste Bug verdoppelt mithin die vor der Karte liegende Summe, während der zweite sie vervierfacht, und zum Beispiel der zehnte ein Stück in tausend und vierundzwanzig seines Gleichen verwandeln würde. Da nun bei zahlreich besetztem Tisch der Bank-

halter nicht leicht das Biegen überwachen kann, so muß er sich in diesem Stück meistentheils auf die Ehrlichkeit der Spieler verlassen, und das ist auch der Grund, welcher den sonst so beliebten König aus Aegypten vom Throne gestürzt hat. — „Ich ziehe ein,“ sagte plötzlich der Holländer. Springford bezahlte ihm, nach Maßgabe des Buges, den sechszehnfachen Betrag, und wollte mit Eugens Satz ebenso verfahren, als dieser ihn mit der ganz kalt vorgebrachten Bemerkung unterbrach: er für seinen Theil habe nur zweimal gewonnen. Der Bankhalter stutzte, warf einen bedenklichen Seitenblick auf van der Swieten, faßte sich jedoch gleich wieder, und fuhr fort, das Geld aufzuzählen. Eugen legte auf's neue Widerspruch ein. „Das geht mich alles nichts an,“ sagte Springford: „ich bezahle nach der Lage der Karten.“ — „Und ich, mein Herr,“ versetzte Eugen, „ich nehme nichts, als was mir mit Recht gebührt.“ — So nehmen Sie doch! Sie haben ja mit mir zugleich gesetzt,“ rief van der Swieten. Eugen zuckte die Achseln. — „Das ist ganz allein Ihre Sache,

mein Herr, und ich habe nicht weiter darauf Acht gegeben," antwortete er: „aber ich selbst habe nicht mehr als zweimal gewonnen, wie die Herren bezeugen können." Die aufgerufenen Zeugen jedoch konnten nichts sagen, weil jeder allzusehr in sein eigenes Spiel vertieft gewesen, als daß er seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas andres hätte richten mögen. — „Entscheiden Sie, Baron," rief Springford; und dem Aufruf Genüge leistend, fällte Owe mit seiner wichtigsten Miene den Spruch: Eugen solle das aufgezählte Geld einziehen, und, wenn er weiter spielen wolle, selbst ein Buch *) zur Hand nehmen. So geschah es, das Vergnügen ging seinen Gang fort; doch hatte van der Swieten die Fassung verloren, spielte kopflos in das Gelag hinein, und wenn er kurz zuvor mit einem vollgesogenen Blutigel zu vergleichen gewesen, so glich er alsbald wiederum einem solchen, doch einem, der mit Salz bestreut, die Beute von

*) „Buch" heißen die dreizehn Karten, welche vor dem Pointeur im Pharaospiel aufliegen.

sich gibt. Dabei fühlte er, daß unter den gegebenen Umständen sein dauerndes Mißgeschick um so mehr auffallen müsse, je beständiger sein früheres Glück gewesen, und von dieser Vorstellung gepeinigt, ging sein letztes Restchen Besinnung mit ihm durch, wie ein Roß mit der Bremse im Ohr; er wollte das Glück mit Gewalt zwingen, und da bekanntlich das launenhafte Weib sich nichts abtrotzen läßt, so verlor er nicht nur seine Baarschaft, sondern auch noch eine bedeutende Summe auf sein Wort, und würde sich vielleicht in der nächsten Stunde zum Bettler gespielt haben, wenn die Andern nicht entschieden zum Aufbruch gemahnt hätten, da eben die Strahlen der hellen Morgensonne durch die Klappen der Schattläden die bleichen übernächtigen Gesichter beschienen, wie denn überhaupt die liebe Sonne so vieles bescheint, was ihres belebenden Glanzes nicht werth ist. —

Der Intendant und Owe führten an demselben Morgen wiedernm ein so angelegentliches und leises Gespräch, wie vor wenigen Tagen, und merkwürdiger Weise auch über denselben Gegenstand,

über ein bevorstehendes Duell zwischen van der Swieten und Eugen. Der alte Knabe hatte nämlich in der Herzensangst seines moralischen Katzenjammers kein eiligeres Geschäft gehabt, als eine vollständige Beichte abzulegen, und Sweter in seiner Verlegenheit aus falscher Scham sich den Schein gegeben, als habe er bisher das nächtliche Treiben wohl gekannt und mit Vorbedacht durch die Finger gesehen. — „Jetzt muß ich der Sache freilich ein Ende machen,“ schloß er, „und zu diesem Behuf mir etwas von meiner gewohnten Nachtruhe abbrechen. Was jedoch die Händel betrifft, so wollen wir vor der Hand in aller Stille uns auf dem Laufenden zu halten suchen. Der eine von diesen Herren speist lieber Rostbeef als Blei, und die der andere todtgeschlagen hat, leben alle noch. Lassen Sie uns also zuwarten, und nicht eher Feuer schreien, als bis wir den Rauch sehen.“

Der gute Herr Graf hatte vielleicht in seinem ganzen Leben den Nagel nicht besser auf den Kopf getroffen, als diesmal. Van der Swieten ging zwar etwas verstört umher, wie einer, der nach

Fassung sucht, und dabei thun möchte, als hätte er sie nie verloren, doch schien er nicht im entferntesten daran zu denken, eine Ausforderung ergehen zu lassen. Zu gleicher Zeit traf der Intendant mit Owe's Beistand seine Maßregeln so gut, daß von der Fortsetzung des heimlichen Spieles nicht fürder die Rede seyn konnte, und da überdieß Eugen behutsam zwar, aber doch merklich sich von dem Cercle zurückzog, so schwieg jede Besorgniß, und Sweter rühmte in seinem Wochenbericht „die besonnene Ruhe, mit der er ein drohendes Ungewitter abgewendet habe.“

Indessen war die spottweis sogenannte „Didone abbandonata“ nicht müßig gewesen. Verwandte Seelen finden sich; darum hatten die, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes zurückgesetzten Fischhändlerskinder sich an Liddy angeschlossen, deren Liebenswürdigkeit die drei schönen Mädchen: Flora, Lea und Blanche bezauberte, während die Mama Dickson sich an Rang und Titel hielt, und in dem Genuß schwelgte, des Tages mindestens zwanzigmal die Anrede „Milady“ oder „Ma-

dame la Marquise" in den Mund zu nehmen. Die drei schönen Misses aus der Altstadt galten auf dem Festland mit Recht für reich, und obschon sie sich sehr wohlerzogen und gebildet zeigten, so waren sie für Liddy doch die goldene Gans im Mährchen, von welcher niemand mehr loskommt, der in ihre Nähe gerathen. Auf solche Weise hatte sich in Fürstenbronn ein zweiter Hofstaat gebildet, dessen Ansehen ein gewisses Uebergewicht über den der Königin Harriet erlangte, sobald sich, von Ohr zu Ohr geflüstert, das Gerücht verbreitete: Die Kavaliere im rothen Zimmer hätten einander durch betrügliches Spiel ruinirt.

Zu den eifrigsten Parteigängern unter den Fahnen der Marquise gehörte ein schöner junger Mann mit einem schönen alten Familiennamen, und mit dem modern-romantischen Vornamen: Arthur, seit fünf Jahren regierender Lieutenant in einem Dragonerregiment, und seit zwölf Stunden erst Flora's erklärter Verlobter, als Eugen, der ihn von der Garnison her kannte, zu ihm sagte: „Ich habe am Abend meiner Ankunft mit

der Frau Marquise von Bicocca getanzt, doch bin ich nicht vorgestellt worden, und war seitdem zu schüchtern, mich ihr wieder zu nähern, besonders nachdem ich durch äußere zufällige Begegnungen und Beziehungen drei oder vier Tage lang davon abgehalten worden war. Nun habe ich aber einen, wahrscheinlich höchst wichtigen Brief aus Rom für diese Dame erhalten, den ich nur selber übergeben darf, und Sie könnten mich sehr verbinden, mein bester Arthur, wenn Sie anfragen wollten, ob ich es wagen ..." — „Was das für Umstände sind," unterbrach ihn Arthur, den halb und halb Widerstrebenden mit sich fortziehend. „Kommen Sie, ich stelle Sie der Marquise, ich stelle Sie meiner Braut, ich stelle Sie der ganzen Welt vor, ich lasse Sie zu dem Pickenick aufschreiben, das wir heute Abend unter den Linden im Hof der alten Burg abhalten, und wenn die Gnädigste vielleicht im ersten Augenblicke ein wenig schmollt, so tanzen Sie ihr heute Nacht die Grillen weg. Sie tanzt immer noch gern, die dicke Frau Muhme!" — Arthur hatte richtiger

prophezeiht, als seitdem der Karlsruher Wettermacher von 1844 prophezeihte; Liddy nahm Eugen sehr kalt auf, wurde aber um vieles milder, als sie den überbrachten Brief gelesen, der sehr erfreuliche Nachrichten zu enthalten schien, lud auf Arthurs Vorschlag den Boten zum Pickenick ein, und ließ sich in der That unter den alten Linden bei Fackelschein von ihm die Grillen wegtanzen, während unten im blauen Saal Eugens Abfall schmerzlich empfunden wurde, und ein paar scheinbar nur so hingeworfene Aeußerungen Harriets ein Ungewitter über das Haupt des Verräthers heraufbeschworen. — Die Wolke entlud sich schon am nächsten Vormittage, da Eugen eben Arm in Arm mit Arthur dem Brunnen zueilte. Emanuel trat ihnen in den Weg und sagte ziemlich barsch: „Ich bin beauftragt, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen!“ — Eugen zog mit beinahe fratzenhafter Höflichkeit den Hut ab und versetzte gespreizt: „Sennor Caballero, ich bin Ihr Sklave!“ — „Ich habe gestern schon vergeblich nach Ihnen gesucht,“ fuhr Zurriburri, ein wenig verdutzt, fort.

— „Sie hätten mich in großer Gesellschaft finden können, wie dieser Herr bezeugen wird,“ entgegnete Eugen. — „Vorgestern Abend im Cercle haben Sie in der Quadrille sich geweigert, des Herrn Grafen van der Swieten Vis-à-Vis abzugeben,“ sprach der Spanier weiter, „indem Sie vorwandten, den Tanz nicht mitmachen zu wollen; da Sie jedoch trotzdem tanzten, so sind Sie eine Erklärung schuldig. Was sagen Sie dazu?“ — „Wenn ich zu einer Erklärung verpflichtet wäre, so würde sie mir nicht schwer fallen,“ antwortete Eugen: „da ich in der That nicht zu tanzen gedachte, und später nur dem Befehl einer Dame mich fügen mußte. Indessen bin ich noch nicht ganz im Reinen mit der Vorfrage, ob der Herr Graf überhaupt eine Erklärung mir, verstehen Sie wohl, mir, abverlangen darf, und nur darin liegt der Grund, daß ich nicht gern zugebe, ihn wissentlich beleidigt zu haben.“ — „Ich bin beauftragt, Sie zu fordern, mein Herr, nennen Sie mir Ihren Sekundanten,“ rief Emanuel aufbrausend, worauf der Andere ganz gelassen er-

wiederte, für den Augenblick müsse erst die Vorfrage erwogen und mit guten Freunden berathen werden; den Bescheid solle Arthur spätestens in zwei Stunden überbringen. Der Cartellträger konnte nicht umhin, die verlangte Frist zu gewähren, doch that er es nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, dieses Verfahren späterhin für eine neue Beleidigung erklären zu wollen. Mit dieser Bemerkung ging er zu seinem Vollmachtgeber zurück, der ihn in Mitten der Herren vom Cercle erwartete, und wo ihn zur angesagten Zeit Arthur traf, um eine Erklärung abzugeben, die, von drei Offizieren unterzeichnet, zu derselben Frist in mehreren Abschriften von Hand zu Hand ging und die kleine Welt von Benzenweiler in die höchste Aufregung versetzte. Die Erklärung lautete:

In Anbetracht, und die Wahrheit der gemachten Aussagen vorausgesetzt: Daß der Herr Graf van der Swieten eine vor vier Tagen bereits zwar schonend und höflich, aber dennoch unzweideutig durch den Freiherrn Eugen ihm gemachte Beschuldigung des Falschspielens ge-

duldig soll hingenommen und auf sich sitzen haben lassen; erklären wir, die unterzeichneten Offiziere, bei unserem Ehrenwort, den besagten Herrn Grafen van der Swieten für nicht berechtigt, von dem Freiherrn Eugen wegen dieser Angelegenheit Rechenschaft zu fordern, und mithin viel weniger noch in irgend einer anderen Sache in Ehrenerörterung mit demselben zu treten, insofern er durch das Fallenlassen einer so entehrenden Beschuldigung sich durchaus genugthuungsunfähig gemacht hat; weshalb wir den Freiherrn Eugen ermächtigen, zur Wahrung seiner eigenen Ehre sich so lange jeden Ehrenhandels mit dem Herrn Grafen van der Swieten zu enthalten, bis dieser durch annehmbare Zeugnisse sich gereinigt hat. —

Owe, Springford, Zurriburri, und vor allem der Holländer selbst, standen wie vom Blitz gerührt da, als Arthur das verhängnißvolle Blatt ihnen dargereicht und dazu bemerkt hatte: es sei ihm unendlich leid, der Ueberbringer einer für die ganze Gesellschaft so unangenehmen Botschaft seyn

zu müssen, doch erwarte er im Namen seines Machtgebers und seiner Kameraden, daß man loyal genug denken werde, allbekannte Thatsachen nicht abzustreiten, und somit die unvermeidlichen Folgerungen selbst zu ziehen; übrigens sei er auch beauftragt, nöthigenfalls für die Unterzeichner der Erklärung jedem Dritten Rede und Antwort zu geben.

Der stark betonte Schluß der Standrede war darauf berechnet, namentlich den Herrn von Owe in Zaum zu halten, und erreichte auch vollkommen seinen Zweck; denn während die Andern heftig an einander geriethen, indem jeder eine Ansicht zu äußern begehrte, ohne doch zu wissen, was er eigentlich denken und vollends sagen sollte, kreuzte der Freiherr seine Arme über der Brust, harrte ruhig aus, bis er über seine Meinung befragt wurde, schüttelte dann den Kopf und sagte: „Mit dieser unsaubern Geschichte kann ich mich unmöglich abgeben. Adieu, meine Herren!“ — Mit diesen Worten wendete er sich von dannen; van der Swieten sah ihm ein Weilchen verzweifelnd

nach, weil es ihm vorkam, als müsse Owe's Zurücktreten ihn um jede Stütze bringen, und eilte dann, einen raschen Entschluß fassend, dem fahnenflüchtigen Freund und Gönner nach, indem er dem Spanier zurief: „Meine Sache ist bei Ihnen hier in guten Händen, ich selbst muß sie dort drüben führen. Ich verlasse mich ganz auf Sie, Don Emanuel, mein edler Freund.“ — Die Zurückbleibenden wären gar zu gerne gefolgt, um der Mühe überhoben zu seyn, ihre Meinung für und wider den Holländer abzugeben und sich selber klar zu machen, ob van der Swieten in der That ein Falschspieler . . . . nicht etwa sei, denn das schien hier gleichgültig, sondern ob er an jenem Abend durch Eugen als ein solcher bezeichnet worden. Der Streit darüber, den Owe zu entscheiden sich geweigert, entbrannte auf's neue nur um so heftiger, und Eugens geheime Absicht, die Mitglieder des Cercle gegen einander zu hetzen, schien in Erfüllung zu gehen. Zu allem Unglück jedoch glaubte Arthur bei der Gruppe stehen bleiben zu müssen, um die Wirkung zu beobachten, die seine

überbrachte Botschaft auf die Gemüther äußern würde, und stand noch immer dabei, als Emanuel, endlich zum Wort gelangt, ausrief: „Meine Herren, auch ich habe gedient, auch ich verstehe mich auf Ehrensachen, und erkläre hiermit, daß van der Swieten ein vollkommener Ehrenmann ist, schon aus dem einfachen Grunde ein Ehrenmann seyn muß, weil ich, ein Mitglied des edelsten und reinsten Adels der gesitteten Welt, eingewilligt habe, sein Sekundant zu seyn. Ein Zweifel gegen van der Swieten's Ehrenhaftigkeit ist eine mir angethane Beschimpfung. Wer von Ihnen, meine Herren, hegt Lust, mein Wappen anzutasten?" — Mit blitzenden Augen forschte der Don stolz im Kreise umher und begegnete nur scheu gesenkten Wimpern, bis seine und Arthurs Blicke sich kreuzten, fest auf einander haften blieben, und so in einer Sekunde aussprachen, was lange Reden nicht halb so deutlich kund gegeben haben würden: bittern Haß, herben Hohn, Trotz auf Leben und Tod. Arthur war der Erste, der ein Wort fand. — „Ich stehe für die Meinung meiner Freunde,"

sagte er mit halbunterdrückter Stimme, aber entschiedenem drohendem Tone. — „Gut,“ versetzte Emanual, „sobald unsere Duellanten sich geschossen haben, wollen wir mit einander antreten. Schicken Sie nur zu Mister Sprinford.“ — „Ich hoffe einen Vergleich zu Stande zu bringen,“ bemerkte der Engländer, indem er sich bereit erklärte, das Amt zu übernehmen, worauf Arthur in spöttischem Tone hinzufügte: „Sie werden Muße genug dazu haben, denn es wird wohl ein Weilchen vergehen, bevor Eugen sich mit einem anerkannten Falschspieler schlägt. Gott befohlen, meine Herren!“ —

Zurriburri wollte dem Enteilenden noch etwas nachrufen, woran ihn jedoch die Umstehenden verhinderten, indem sie zugleich Springford aufforderten, sein Möglichstes zu thun, um den unseligen Hader beizulegen. Der Engländer verhieß, hierin keine Mühe zu sparen, wenn die Zeugen des Auftritts das strengste Stillschweigen beobachten wollten, damit der Ruf der beiden neuen Widersacher nicht etwa blosgestellt würde, und ging

dann mit dem höchst aufgeregten Zurriburri von dannen, um ihm die geeigneten Vorstellungen über sein allerdings sehr thörichtes Verfahren zu machen. — Zu derselben Frist saß Owe mit seinem Freund, dem Intendanten, zu Rath, und beide zerbrachen sich die Köpfe, wie sie einen Zweikampf verhindern könnten, dessen Möglichkeit nun bereits zum drittenmal sie beschäftigte. Sie sprachen lange hin und her, ohne zu etwas Weiterem zu gelangen, als zu der Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit: die beiden Gegner zu verhaften und die Unterzeichner der Erklärung durch die Drohungen, sie bei dem Fürsten anzugeben, von dannen zu scheuchen. — Die Verhaftung war angeordnet und wohl auch schon vollzogen; den Offizieren war der liebreiche Wink von oben geworden, aber was war nun mit den Gefangenen zu beginnen? „Soll ich sie nach Blasburg abführen und dem Gericht übergeben lassen?" fragte Sweter. — „Das geht nicht, würde dem Bade Eintrag thun und Ihnen eine Nase zuziehen." — „Soll ich sie wegschicken?" — „Doch nicht alle beide?" — „Wel-

chen also?“ — „Darin eben liegt die Schwierigkeit!“ — Der Kammerherr sann wieder eine lange Weile ernsthaft nach, bis er endlich, einen schwierigen Entschluß fassend, den Freiherrn feierlich anredete: „Mein alter Freund, wir sind ganz allein, und jedes Wort, das wir mit einander reden, soll für ein anvertrautes, geheiligtes Geheimniß gelten; dafür nun sagen Sie mir auch auf Ehre und Gewissen, ist falsch gespielt worden?“ — Owe nickte kaum merklich mit dem Kopfe. — „Hat einer von den beiden falsch gespielt?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Auf Ehre?“ — „Nein, ohne Ehrenwort.“ — „Ich beschwöre Sie bei dem Andenken unserer Jugend, sagen Sie mir die Wahrheit!“ — „Diese eine Frage will ich noch beantworten, dann aber keine mehr,“ sagte endlich Owe, nachdem er sich noch ein Weilchen hatte drängen lassen, und flüsterte, zu Sweters Ohr geneigt: „Eugen schlägt meisterlich die Volte, und der andere biegt gerne falsch. Guten Tag, mein Freund. Auf Wiedersehen!“ — Mit diesen Worten sprang er auf und

davon, den erstaunten Grafen in den bittersten Zweifeln zurücklassend.

Die Sonne barg sich schon hinter den Waldhügeln, als die vor dem Badhause in zahlreichen Gruppen versammelten Gäste sich immer noch auf's lebhafteste über den Gegenstand unterhielten, welcher seit so vielen Stunden schon die Neugier beschäftigte. Eugen und Van der Swieten waren zwischen drei und vier Uhr in verschiedenen Richtungen abgereist, ihre Zeugen hatten sich früher schon entfernt, wie die Offiziere, welche sich zu Ehrenrichtern aufgeworfen; auch Springford ließ sich nicht blicken, und es hieß, die Marquise von Bicocca habe Postpferde für den Abend bestellt. Wetten wurden angeboten, und zum Theil angenommen, daß die Gegner jenseits der Grenze sich finden und schlagen würden, während Sweter triumphirend umherging, Bekannten und Unbekannten die Hand drückte, und jedem, der ihn anhören mochte, dabei erklärte: wie ungemein glücklich er sich fühle, durch sein kräftiges Einschreiten allem Unheil vorgebeugt zu haben. Und wie er

so recht im besten Zuge war, seiner selbstgefälligen Einbildung ein Rauchopfer darzubringen, steckten mit einemmal die Leute die Köpfe zusammen, wurden alle Gesichter bleich, und lief von Mund zu Mund die Schreckensbotschaft: einer sei im Zweikampf erschossen worden. — „Unmöglich,“ betheuerte Owe, „sie haben ja gar nicht zusammentreffen können!“ — „Unsinn,“ rief Sweter, „jeder ist von einem Polizeimann begleitet, und beide haben ihr Ehrenwort gegeben, sich in unserem Lande nicht zu schlagen.“ — „Unbegreiflich,“ sagten die Damen, „und doch muß einer gefallen seyn!“ —

Die Lösung des Räthsels ließ nicht lange auf sich warten. In der That war einer erschossen worden, und zwar ganz in der Nähe von Benzenweiler, aber nicht einer von den Falschspielern, keiner von den übermüthigen Händelsuchern, sondern derjenige, welcher nur ganz zufällig und ohne sein Verschulden in die „unsaubere Geschichte“ verwickelt worden: der arme Arthur nämlich, dessen starre Leiche seine Zeugen mit der Nachricht brach-

ten, daß Zurriburri, der Mörder, mit seinem Sekundanten sich geflüchtet habe.

Die Helden dieser trübseligen Komödie haben seitdem ein schlechtes Ende gefunden. Eugen ist auf der Ueberfahrt nach Botany-Bay gestorben, Van der Swieten sitzt im Raspelhaus zu Amsterdam, Zurriburri hat das, jedem Raufbold gestellte Ziel früh genug erreicht, und der Schauplatz der Begebenheit ist nach kurzem Glanze wieder zur Einöde geworden. Das Badhaus und die Villa verfallen, und seit zwei Jahren bleibt auch das bleiche Mädchen aus, das in jedem Sommer erschienen war, um die Blumen auf Arthurs frühem Grab zu pflegen. Die Blasburgerinnen behaupten: Flora Dickson ruhe in kühler Erde; doch darf nicht verschwiegen werden, daß mehrere Leute eine unbestreitbare Aehnlichkeit zwischen ihr und der Gattin eines Husarenrittmeisters zu finden glauben, die während des letzten Winters eine Zierde der Salons von Florenz war.

Eine Gespenstergeschichte.

Es klingt kaum glaublich, ist aber dennoch wahr: mit den Gespenstern hat es seine Richtigkeit. Wer von den freundlichen Lesern vor einiger Zeit in Paris gewesen wäre, hätte sich dort davon überzeugen können, und ein Gespenst gesehen, das am hellen Tage umging, und zwar in dem lebhaftesten Stadtviertel; das gutmüthige Bürgersleute heimsuchte, die nicht von fern an einen Spuck dachten; das sogar nicht verschmähte, bei ihnen eine treffliche Mahlzeit einzunehmen, und vieles zu thun, was wir vor der Hand nicht verrathen wollen. — Die Geschichte habe ihren Lauf.

Wenn wir sagten, daß sich die Begebenheit vor einiger Zeit zugetragen, so müssen wir doch

gestehen, daß es ein bischen lange her ist: hundert Jahre wohlgezählt, genau bis auf den heutigen Tag, Stunde für Stunde gerechnet. Also: am ersten April des Jahres 1744 stand noch in der Straße St. Honoré zu Paris ein seitdem abgebrochenes und gänzlich verschwundenes Haus, geschildet zum „großen heiligen Martin.“ In dem Hause wohnte ein rechtschaffener Kaufmann, Peter Gervais, ein Mann, der sich mit hellen Augen in seinem finstern Tuchladen und Kassenstübchen wohl zurecht fand, und ein ziemliches Vermögen aufgestapelt hatte. Dieser Peter Gervais war aus der Franche-Comté gebürtig, hatte seine Lehrzeit in Straßburg ausgehalten, und — wenn ihm gleich in Paris das Glück so zu sagen über den Kopf gewachsen war — so traute er doch den Parisern selber ganz und gar nicht. Er borgte ihnen nicht einen Heller; viel weniger hätte er Einem der Pariser Stutzer und Pflastertreter seine Tochter zur Frau gegeben. Seine einzige Tochter, sein einziges Kind, eine Schönheit, woran nichts zu tadeln, mit dinteschwarzen Augen und Haaren,

mit Wangen, feiner anzufühlen, als das feinste Tuch von Sédan.

Sie hieß Louise, wie damals alle Pariserinnen, zu Ehren des Königs. Sie zählte achtzehn Jahre, und achtzigtausend Livres Heirathsgut, dazumal ein schönes Geld. Auf einen Wink ihrer niedlichen Finger würden sich ihr hunderte von Freiern zu Füßen gelegt haben. Aber sie war ein frommes Mädchen, und des Vaters Wille war der ihrige. So hatte denn auch Herr Gervais ihre Hand bereits in's Weite vergeben: nach Straßburg nämlich, an den Sohn seines ehemaligen Lehrherrn, an den jungen Kaufmann Rieffenstahl, der sich unbändig auf den ersten Mai freute. Der geneigte Leser merkt schon, was an jenem Tage vorgehen sollte. —

War jedoch Rieffenstahl voll Freude, so war Louise hingegen voll Sorgen, wenn sie auch nicht davon redete, weder gegen die Mutter, eine gütige dicke Frau, noch gegen die Tante, eine magre trockne Person; noch gegen den Onkel, der feist von Leib, aber mager an Verstand, jedenfalls eine

gute Seele in ehrlicher Haut war. — Louise kannte ihren Bräutigam nicht, und fürchtete sich daher ein wenig. Riessenstahl war schon besser daran; man hatte ihm ein Portrait der Braut geschickt. Louise träumte sich gar gern einen recht schönen Bräutigam zusammen; — wie aber, wenn das boshafte Schicksal ihr einen recht häßlichen entgegen führte? Vergebens stellte sie ihrem Vater behutsame Fragen. Peter Gervais lachte sie aus. Was fragt der Kaufmann nach körperlicher Schönheit des Eidams? Daß dieser tüchtig in Geschäften, sparsam und gewandt, ehrlich wie Gold, und heitern Temperaments, war von Straßburg gemeldet worden. Somit genug. Gervais hatte den triftigsten Grund, sich nicht auf weiteres einzulassen; denn er hatte seinen Schwiegersohn in Hoffnung gerade nur in den Windeln gesehen.

Just um Louisens bängliche Neugier zu befriedigen, entschloß sich Riessenstahl der Jüngere, einen Monat seinen Geschäften abzustehlen, und nach der Hauptstadt zu reisen. Seine Braut sollte ihn vier Wochen lang sehen und kennen lernen,

bevor sie das „Oui fatal“ am Altare auszusprechen hatte.

Der gute Johann Daniel — auf gut straßburgerisch „Hansdennel“ — ließ sich von seinen Eltern besegnen, von seinen Freunden begleiten, und bestieg den Postwagen, der zu jener Zeit seine Passagiere gemächlich binnen zwölf bis vierzehn Tagen nach Paris brachte. Ein vollgestopfter großer Koffer, mit Kleidern und Geschenken aller Art belastet, war Rieffenstahls Begleiter. Die weiße Taube jedoch, die er voraussendete, seine Ankunft zu verkündigen, war ein Brief, den der Postreiter „eilig eiligst“ beförderte, und der auch richtig eine Woche früher in Paris eintraf, als der Hochzeitlustige selber.

Der „Große heilige Martin“ hing nun voll Geigen von Stund an. Der Vater Gervais ordnete seinen Laden mit größter Zierlichkeit. Die Kramburische mußten ein Bad nehmen und frische Wäsche anziehen, und eine Frühlingsblume in's Knopfloch stecken. Die Mutter Gervais kehrte in den übrigen Stockwerken des Hauses das Unterste

zu oberst. Die Tante streckte das Küchenpersonal auf die Folter: die armen Mägde sollten durchaus kochen, wie die Herren Chefs in Versailles die Tafel der Majestät versorgten. Der gute alte dumme Onkel beobachtete von Viertelstunde zu Viertelstunde das Wetterglas am Fensterrahmen, den Laubfrosch, der in seinem Behälter auf dem Kaminsimse saß, und die Regenwürmer, die sich unter den mosigen Steinen des spannenlangen Hofes zu bewegen geruhten. Die Braut selber putzte und schniegelte Tag für Tag ein bischen mehr an ihrer Person herum; aber sie richtete auch das Zimmer ihres Zukünftigen mit aller Sorgfalt ein, bis es aussah schmuck, wie ein Juwelenkästchen. „Gebe Gott," flüsterte sie sich zu, „daß nicht eine viereckige Bierbräuergestalt dieses Putzstübchen entweihe; daß nicht ein von Blattern zerdroschenes Pausbackgesicht in diese feinen Polster sich berge! Ob er wohl raucht? Das wäre mein Tod. Freilich sagt der Ladendiener, daß alle Deutsche Tabak schmauchen, und täglich ihr Sauerkraut in Menge verzehren. Doch will ich's

nicht glauben . . . ! Und dann," setzte sie schelmisch lächelnd hinzu, „ist schon mancher Bär zahm gemacht worden! Muth also!"

Die Zurüstungen im Hause waren beendigt; der Onkel durfte feierlichst versichern, daß seit fünf Tagen das Wetter durchaus günstig gewesen. Der Postwagen konnte demnächst eintreffen, schon eingetroffen seyn. Gervais unternahm die kleine Reise bis zum Absatz-Bureau. Man wußte dort noch gar nichts von dem Wagen. Der Commis meinte, entweder sei unterwegs Schnee gefallen, oder am Ende der Postwagen selbst. „Kein Wunder wär's," sagte er mißbilligend, ein Freund des Bestehenden, „wenn sich der Postwagen einmal zu Tode fiele! Heutzutage sind die Leute wie vom Wahnsinn bethört, stürmen blind in die Welt hinein, und zehn Stunden Wegs im Tag zurückzulegen, dünkt ihnen nicht einmal genug. Wo soll das noch hinaus?"

Indem der Commis also redete, wandelte aber der Postwagen gemäßigt und wohlbehalten, ganz wie ein ordentlicher Mann, der nicht eilt, und doch zum Ziele kommt, der Hauptstadt immer näher

und näher. Der Kondukteur hatte sich nur einen halben Tag länger als gewöhnlich in Chalons aufgehalten, weil ein Offizier von dort die Reise mitmachen sollte. Rieffenstahl, der munter und wohlgemuth reiste, aber bei seiner Gefährtin, einer tauben Dame von überreifen Jahren, keine Ansprache fand, war entzückt über den Zuwachs, den die Reisegesellschaft erhielt. Junge Männer werden bald vertraut. Die Zeit entfloh pfeilschnell, wie langsam auch die Räder der Kutsche sich drehten.

Endlich, — eines Abends erreichten sie die Hauptstadt. Um den wackern Gervais und seine Familie nicht in ihrer Ruhe zu stören, nahm Rieffenstahl für die einzige Nacht Quartier in einem Gasthause nächst der Barriere. Seine Reisegefährten verließen ihn, und ihm war's gleichgültig; hatte er doch an seine Braut und an die Wunder von Paris zu denken! Der ungeheure Koffer mit der Adresse des Hauses Gervais fuhr gleichfalls zum Postbureau weiter, und wurde am andern Morgen von dem Kommissionär des Postamts bei Gervais abgesetzt.

Die Freude im Hause war grenzenlos. Die Frauen entflohen dem Bette und machten bestens Toilette. Casimir, der Ladenbursche, wurde als vorgeschobener Posten auf die Straße beordert, um sich eines jeden Fremden unter dreißig Jahren, der heranstreifen würde, zu bemächtigen. Der Hochzeitvater strahlte in einem herrlichschönen hechtgrauen Rock mit Stahlknöpfen. Der Barometer des Onkels zeigte auf dauerhaft gute Witterung.

Schon drei Individuen hatte Casimir eingebracht; aber sie konnten sich als unverdächtig ausweisen. Indessen, eben als der dritte Eingefangene das Verhör des Tuchkrämers aushielt, kam der rechte Mann in den Laden. — „Herr Gervais, Peter Gervais?“ — „Zu dienen; zu Befehl?“

Schon zitterte das Vaterherz unter der fliegenden Busenkrause. „Mein Name ist Rieffenstahl, Daniel, Daniel's Sohn. Darf ich Ihnen den Brief meines Vaters übergeben? Mein Koffer wird schon in Ihrem Hause seyn? —

Der junge Mann hätte gern noch etwas hinzugefügt, aber Gervais Umarmung erstickte das letzte

Wort. Wer sich jedoch hinter der Glasthüre des Kassenstübchens freute, und immer mehr freute, das war die Mutter, und über deren Schultern sehend, die Tante, und auf den Fußspitzen hinter beiden stehend, die schöne Louise.

Da hatte nun einmal das blinde Verhängniß einen glücklichen Griff gethan. Rieffenstahl war ein schöner, großer, schlanker Mann, sorgfältig frisirt, wohl geschult in Frag' und Antwort und Kompliment; sein Fuß untadelhaft, die Hände wohlgeformt, der Ausdruck seines Gesichts ein höchst einnehmender. Sein Lächeln verrieth gutmüthigen Frohsinn, sein Auge ernste Männlichkeit; und dennoch lag darin so viel Gefühl und zartumschleierte Güte, daß Louise sich nicht enthalten konnte, zur Nachgiebigkeit ihres künftigen Gatten Vertrauen zu fassen.

Eine Hauptklippe wurde ebenfalls glücklich umschifft. Louise horchte auf des Bräutigams Worte, und siehe: aus des Elsässers Mund floß ein beredtes, reines, fast zierliches Französisch, das wohlthätig in Louisens Ohr wiederklang, und gut ab-

stach gegen die Elsässer-Deutsch-Brocken, womit sich zum Spaß der Schwiegervater und der Eidam regalirten, sobald sie etwas warm und vertraut geworden waren.

Wie die Verlobten einander entgegenkamen, ist des Breitern nicht zu berichten. Der Leser und die Leserin dieser wahrhaftigen Geschichte haben das entweder schon erfahren, und dann ist's ihnen etwas Bekanntes; oder sie werden's noch erfahren, und dann mögen wir ihnen die Freude nicht schmälern; oder sie wollen's gar nie erfahren, und dann machen sie sich ohnehin nichts daraus. Das einzige Auffallende bei der Sache war, daß in dem Grade, als Louise zutraulicher, Rieffenstahl befangener wurde. Louisens Blicke verklärten sich nach und nach, und Rieffenstahl's wurden ernsthafter, ja melancholisch sogar. Louise plauderte, vom Bräutigam bezaubert, endlich so süß und unbefangen, wie ein sich ganz und gar hingebendes unschuldiges Kind; Rieffenstahl wurde einsilbiger, und eine seltsame Wehmuth drückte sich in seinem Benehmen aus.

„Sie sind etwas müde von der langen Reise?" fragte Gervais theilnehmend. — „Müde, sehr müde," entgegnete Rieffenstahl. — „Wenn Sie sich ein bischen zur Ruhe begäben?" meinte die sorgliche Mutter. „Ihr Zimmer ist bereit," setzte Louise freundlich hinzu. — „Schlafen, wenn ich bei Ihnen verweile?" fragte Rieffenstahl mit tiefsinniger Zärtlichkeit. „Gönnen Sie mir dieses kurze Leben an Ihrer Seite; vergessen wir jetzo auf den Schlaf, den langen Schlaf."

„Dem jungen Herrn fehlt etwas, und zwar nicht wenig;" flüsterte die Tante dem Onkel zu, und sogar der feiste Onkel gestand es zu. „Er ist auf einmal geworden wie ein Automat," sagte er: „man sollte ihm zu essen geben."

Wirklich sagte eben Gervais: „Setzen Sie sich mit uns zum Frühstück nieder, lieber Schwiegersohn. Sie sind übernächtig." — „Wie Sie befehlen," antwortete Rieffenstahl, und bot der schönen Braut die Hand, um sie in das obere Stockwerk zu führen, wo die Tafel bereitet worden war. —

„Wo sind Sie abgestiegen, mein Freund?“ erkundigte sich der Hausherr wieder: „Casimir soll, während wir speisen, Ihre Effekten abholen; denn Sie bleiben von Stund an hier in unserer Mitte. Ich thu's nicht anders.“ — „Davon nach Tisch, lieber Vater;“ sagte Rieffenstahl langsam, und die Gesellschaft ging, sich zum Mahle niederzusetzen. — Louise thronte mit Stolz an des Verlobten Seite. Sie war glücklich; Rieffenstahl gab, nachdem der Wein im Kreise gegangen, nicht wenig Zeichen einer besondern zärtlichen Verehrung für die Braut zu merken, und bald sagte der Onkel: „Es hat ihm richtig nur das Essen gefehlt.“ — Die Tante aber schüttelte den Kopf.

Die Köchinnen hatten ihre Schuldigkeit gethan: Fleisch und Fisch und Cremen und Gebäck dufteten vortrefflich. Der edle Bordeaux, der Freund des Menschen, erwärmte die Herzen wohlthuend. Peter Gervais floß über von Spaß und Heiterkeit; seine Gattin schmunzelte immer behaglicher. Rieffenstahl war versunken in das Anschauen seiner Braut, und wenn er schon hie und da ein Ge-

schichtchen aus Straßburg zum Besten gab, so verwendete er doch kaum das Auge von Louise, und das Mädchen war's wohl zufrieden. Was Rieffenstahl an Speise und Trank genoß, war äußerst wenig, und das gefiel der Braut nicht minder. „Er raucht nicht, er betrinkt sich nicht, er stopft sich den Magen nicht voll, weder mit Sauerkraut, noch mit andern Dingen! ach, ich werde glücklich seyn!" So lachte sie heimlich in's Mieder hinein.

Die Bürgersleute von dazumal tischten länger, als die heutigen thun. Peter Gervais hob erst um zwei oder drei Uhr die Tafel auf, und sprach zum Eidam: „Sie erlauben mir, ein bischen meinem Geschäfte nachzusehen?" — „Versteht sich," versetzte Rieffenstahl, mit einiger Ueberwindung aufstehend: „auch ich habe ein wichtiges Geschäft abzuthun."

„Wie, Sie wollen uns schon verlassen?" fragte Louise erröthend.

„Ich muß, ich muß; es ist mein Loos;" sagte Rieffenstahl, und wurde während dessen bleich, wie ein Tuch.

„Sind Sie unwohl?“ rief die Tante. „Hat nicht genug gegessen;“ bedauerte der Onkel.

„Was sollte denn mir noch fehlen?“ fragte Rieffenstahl bitter, und ergriff seinen Hut. Sich gegen Louise verbeugend, fuhr er fort: „Ein Glück beschied mir noch die Erde: ich durfte Sie sehen, und gehe nun, leidend aber erhoben, von hinnen.“

„Mein Gott, welche Sprache?“ seufzte Louise, unruhig zurücktretend. — Peter Gervais polterte dagegen gutmüthig: „Bah, bah; deutsche Empfindlichkeit! Ihr weint, wo Ihr tanzen solltet. Nun ja doch: wenn Sie Geschäfte haben, so gehen Sie in Gottes Namen; aber kommen Sie bald wieder und Ihr Leiden wird zu Ende seyn. Um fünf Uhr speisen wir zu Mittag. Versäumen Sie nicht die Stunde.“

„Ich werde Sie leider versäumen müssen,“ sprach immer ernster der Bräutigam. — Alle stutzten lautlos. Selbst der Kaufmann schwieg einen Augenblick überrascht. „Ei, ei, wohin führt Sie denn jetzt Ihr Weg?“ sagte er mit unsichrer Stimme.

„In das Gasthaus zum schwarzen Kopf an der Barriere.“

„In Ihr Nachtquartier? Das könnte ja Casimir abthun?“

„Unmöglich.“

„Sie müssen also in eigener Person . . . ?“

„Versteht sich, lieber Vater. Ein unaufschiebliches Geschäft. — Da ich gestern um ein Viertel vor Mitternacht in jenem Gasthause gestorben bin, so muß ich mich wohl heute in eigener Person dort antreffen lassen, weil ich um vier Uhr begraben werden soll.“

Die Frauen stießen einen Schrei des Entsetzens aus. Der Onkel purzelte vom Stuhle. Dem Kaufmann Peter Gervais flimmerte es vor den Augen. — Indessen verschwand das Gespenst des unglücklichen Rieffenstahl. Die bald von allen Seiten herbeigerufenen Dienstboten waren ihm nicht auf der Treppe, nicht auf der Hausflur begegnet. Aber im Hause gab's alle Hände voll zu thun. Die drei Damen lagen in Ohnmacht, der Onkel kämpfte mit Gespensterentsetzen und Indi-

gestion. Der Prinzipal war, wie man sagt, aus dem Häusel. Den Kopf mit beiden Händen haltend, lief er verstört umher, und eine Stunde, eine lange Glockenstunde, verging, bis er wieder zu sich selbst kam, und die volle Besinnung wieder bei den Frauen einkehrte. —

„Der Mensch ist auf der Reise toll geworden!" rief Gervais: „ich laufe zum königlichen Prokurator. Er soll alle Kommissarien, alle Schergen auf des Unglücklichen Fährte hetzen. Indessen, lieber Bruder, gib Acht auf die Weiber, und Ihr, Casimir, lauft, was Ihr könnt, hinaus zum schwarzen Kopf, und seht zu, ob der Narr draußen steckt. Geschwinde jedoch! es ist mörderisch weit, aber Ihr habt lange Beine, und einen Sechslivresthaler soll Euer Gang werth seyn, wenn Ihr Euch sputet!"

Casimir lief wie ein Rennpferd davon. Der Prinzipal seinerseits watschelte von Pontius zu Pilatus. Der Onkel bediente seine Damen mit Riechfläschchen und Camillenthee. — Und die Schatten wuchsen, und die Nacht trat ein. Spät

langte Peter Gervais wieder an, der nicht Pontium, nicht Pilatum gefunden, und so klug war, wie zuvor. „Casimir noch nicht zurück?“ fragte er trostlos, und Seufzen und Weinen wurde ihm zur Antwort.

Da erklang der Klopfer an der Thüre. — „Das Gespenst!“ riefen Alle schaudernd. — Da kamen eines Mannes schleppende Schritte heran. „Das Gespenst!“ kreischten wieder die Frauen, und wären entflohen, wenn sich ihre Beine nicht widerspenstig erwiesen hätten. — Und in die Thüre trat — in der That einem Schatten nicht unähnlich — der Zopf war ihm aufgegangen, seine weißen Strümpfe waren vom Pariser Koth schauerlich marmorirt, aber blässer als der weißeste Marmor schien sein Gesicht — trat Casimir, und sagte mit zerknirschter Stimme: „Alles in Richtigkeit. Todt und mausetodt. Ich kam just zum Begräbniß, habe die Leiche begleitet, aber hübsch von weitem; habe sie in die Erde senken gesehen, habe auf dem Kreuz gelesen: Johann Daniel Rieffenstahl, alt vierundzwanzig Jahre, aus Straßburg gebürtig.

R. I. P. Ich habe das Fieber vor Schrecken und Hatz', und bitte um Erlaubniß, den Doktor kommen zu lassen und zu Bette zu gehen; sonst passirt mir's wie dem Gespenst, das richtig gestern um drei Viertel nach eilf Uhr an einem Subito-Blutsturz verschieden ist."

Als der Doktor in's Haus kam, fand er eine totale Niederlage aller Insassen. Die Gespenstergeschichte flog über alle Dächer und war in Paris allbekannt, ehe noch die Polizeibehörde den Todesfall gehörig zu Protokoll genommen hatte. Aber alles erwies sich der Aussage des Gespenstes und des Ladenburschen gleichlautend. Johann Daniel Riffenstahl war gehörig todt, und blieb es, und daran war in Ewigkeit nichts mehr zu ändern. — —

Mehrere Jahre darauf — wir vertauschen den finstern Tuchladen des Kaufmanns Peter Gervais mit den goldenen Sälen des königlichen Schlosses von Versailles — saß, von hellem Kerzenglanz und dem Ausbund seines hohen Adels umgeben, Seine Majestät Ludwig der Fünfzehnte am Spiel-

tisch und machte ein Reversi mit ein paar schönen Damen und irgend einem Cardinal. Der Aachner Friede war eben zu Stande gebracht worden, und die erste Botschaft dieses erwünschten Ereignisses hatte ein noch junger, aber schon hoch aufgedienter Offizier gerade jetzo dem König zu Füßen gelegt. Der Monarch, wohlgelaunt und erfreut, sprach zu dem glücklichen Courier: „Sehr wohl, Herr Brigadier; der schnelle Ritt soll Ihnen nicht vergessen seyn. Mein Schatzmeister wird nicht weniger für Sie thun, als für andere Boten, die mit angenehmer Post Unsere Residenz betraten. Bei Mir selbst haben Sie noch eine Gnade zu gut. Merken Sie sich das.“

Sehr geschmeichelt trat der Marechal de Camp — ein gewisser Marquis So und so, weil wir doch seinen Namen vergessen haben — in die Gruppen der Höflinge zurück, die sich neugierig und glückwünschend um ihn drängten. Seiner vernachläßigten Toilette und seiner bestaubten Stiefel ungeachtet war er der Löwe des Abends, weil der König ihm huldreich zugelächelt und seine beson-

dere Gnade verheißen. — Der Brigadier fand viele Bekannte im weiten Zirkel, und erneuerte mit Hand und Mund manche Freundschaft, die eingeschlummert gewesen, da der Marquis schon an die fünf Jahre auswärts mit dem Heere umgezogen, schon fünf Jahre den Mittelpunkt des Weltalls, Paris, nicht mehr gesehen.

„Besuche mich morgen in meinem Hotel zu Paris;" sprach ihn ein blonder Graf an: „Du wirst staunen; ein ganz neues Prachtgebäude, wo eine Spelunke einst gestanden." — „Wo, mein Freund?" — „Straße St. Honoré; ehemals — Du erinnerst Dich noch? das Haus zum „Großen heiligen Martin" verunzierte ehemals die Stätte?" — „So? es ist also nicht mehr aufrecht?" — „Bah, in Staub und Nichts verschwunden, weggefegt und ausgetilgt. Wo einst der Spießbürger nach der Elle maß, öffnen sich die Pforten meines Hotels." —

Etwas hastig fragte der Marquis: „Was ist aus Gervais geworden?" — „Der Filz hat sein zusammengescharrtes Geld nach Passy getragen

oder nach Chaillot ... ich weiß nicht recht. Dort ruht er auf seinen Lorbeeren mit den Seinen. Die Gespenstergeschichte Anno vier und vierzig hat die werthe Familie halb verrückt gemacht. Die Tochter ging von Stund an in Trauer, hat sie noch nicht abgelegt, und folglich auch nicht geheirathet. Bedeutend abgeblüht, wie man sagt; auf Ehre."

Der Brigadier runzelte die Stirne, unterdrückte einen Seufzer. — „In Chaillot? sagtest Du nicht, in Chaillot?" fragte er zerstreut. — Ein Hofmann bejahte, da der Graf zwischen Passy und Chaillot schwankte. „Die Leute leben dort zurückgezogen, wie die Einsiedler," fügte er hinzu.

„Ich muß sie besuchen," äußerte der Marquis. — „Du? ei, was hast Du mit dem Krämer zu schaffen?" — „Ein Auftrag, ein wichtiger. Du kanntest den Hauptmann St. Rémy?" — „Ja freilich. Er blieb, wie die Zeitung meldete, in dem Gefecht von Oudenarde?" — „Richtig; und bat mich in der Sterbestunde — sein blutendes Haupt lag auf meinen Knieen, bis er verschied

— bat mich einen leichtsinnigen Streich, womit er die Ruhe der Familie Gervais vergiftet, möglichst gut zu machen durch Enthüllung der grausamsten Mystifikation, die jemals ausgeführt worden seyn mag.“ —

Mit gespannter Neugier schaarten sich die Zuhörer um den Brigadier. Der König wurde aufmerksam. „Was geht dort vor?“ fragte er den Oberjägermeister, der hinter seinem Stuhle gähnte. Der Würdenträger ging straks auf den Anstand, die Geschichte, die der Marquis erzählte, im Fluge zu schießen.

Eben ließ sich der Erzähler also vernehmen: „Solchergestalt hatte St. Rémy von dem Straßburger alles bis auf's kleinste erfahren, und demselben ein paar von seinen eignen Liebesgeschichten als Tauschwaare verabfolgt. Bei der Ankunft in Paris beklagte sich der Kaufmann über einen plötzlich eingetretenen Schmerz in seiner Brust, und blieb daher im „schwarzen Kopf,“ wo er sich Tisane machen ließ, und bald das Bett suchte, um der Erkältung, die ihn, wie er meinte, befallen

hatte, wirksam zu begegnen. — St. Rémy fuhr mit der Postkariole weiter, bemerkte jedoch auf dem Wege, daß seine Brieftasche, mit Haarlocken und Bändern und dergleichen tüchtig ausgestopft, ihm abhanden gekommen. Ueberzeugt, daß dieselbe durch einen Irrthum unter das Nachtgepäck des Straßburgers gerathen, stieg St. Rémy alsogleich aus und begab sich nach dem „schwarzen Kopf" zurück. — Wie staunte er, seinen Reisegefährten im Blute schwimmend, dem Tode schon nahe zu finden! Dem Unglücklichen war ein Gefäß in der Brust gesprungen; ein Arzt nicht zu finden. Aber zu helfen wäre doch nicht gewesen. Einen Schleier über die schlimme Nacht! Der Sterbende bat unsern St. Rémy, der Braut und den Ihrigen sein Ende glimpflich zu vermelden und den Brief des alten Riffenstahl als eine Beglaubigung dem Tuchhändler zu überreichen. Nun hat aber der Satan sein Spiel, und im Uebermuth der Jugend unternimmt der Hauptmann, des Straßburgers Rolle ein paar Stunden lang zu spielen. Da er geraume Zeit in Straßburg in Garnison gelegen, —

ich habe ihn dort kennen gelernt, und wir radebrechten straßburgerisch um die Wette — war ihm das deutsche Patois der Elsässer geläufig genug worden, um einen Pariser damit hinters Licht zu führen; und dem dreisten Gesellen gelang der unheimliche Spaß nur gar zu wohl. Dennoch bereute er schon am folgenden Morgen seinen übeln Schwank und würde alsbald Maßregeln ergriffen haben, um die Getäuschten zu versöhnen; allein: wir erhielten Befehl, mit den Regimentern abzugehen und der Kriegslärm bald darauf ließ die Vergangenheit vergessen. In seiner Todesstunde jedoch, wie gesagt, schmerzte St. Rémy der Dorn in seinem Gewissen und ich soll in seinem Namen um Vergebung ansuchen bei den Beleidigten."

Der Ton am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten war schon sehr locker und leichtfertig geworden. Daher lachte der ganze Cirkel beifällig zu dem Schabernack, den St. Rémy dem Spießbürger einst gespielt. „Hätten wir's doch dem St. Rémy, der sich in der Welt betrug, wie ein blöder Seminarist, nimmermehr zugetraut!" sagten scherzend

die Einen. „Wie schade,“ meinten die Andern, „daß dem Bürgervolk die schöne Geistergeschichte auf natürlichem Wege erklärt werden soll!“

Der blonde Graf wartete am nächsten Tag vergebens auf seinen Freund. Der Marquis zog vor, in Chaillot seinen Auftrag auszurichten. In der Mittagsstunde ungefähr traf er auf dem Landgut ein, das Gervais bewohnte. Eine alte Magd putzte die Klinke am Gitterthor des Gartens. „Herr Gervais zu Hause?“ fragte der Kavalier, der in voller Uniformpracht auftrat. Die Magd machte einen tiefen Knix und deutete in des Gartens Hintergrund. So wie sie jedoch die Augen recht aufthat, um sich zu weiden an der blanken Generaluniform, so that sie auch den Mund auf, stieß ein Zetergeschrei aus und lief davon.

Der Marquis folgte ihr rasch, da trat mit einer Schaufel bewaffnet der dumme Onkel aus einem Seitenwege. Den Fremden ansehen, das Werkzeug wegwerfen, davonrennen und überlaut schreien: „Das Gespenst, das Gespenst! schon wieder das Gespenst!“ war beim Onkel die Sache eines Augenblicks.

Der Marquis betritt das Haus. Die kreischende Magd verrammelt sich in der Küche, die magre Tante sinkt auf der Treppe in Ohnmacht, Herr Peter Gervais, den der Lärm der wilden Flucht seines Bruders aus dem Zimmer lockt, wird vor der Anrede des Marquis zur Bildsäule. Und in dem Wohnzimmer stöhnt die Mutter: „Ach sieh, sieh doch, Louise, da ist's wieder! Um uns zu holen kommt jetzt wieder das Gespenst!"

Louise, noch bleicher als gewöhnlich, in Trauerkleider gehüllt, springt auf vom Stuhle und ruft: „O nähm' es mich mit sich in's enge Grab! Mit Freuden folgt' ich ihm!"

Aber zu ihren Füßen sinkt voll Leben, voll Wärme, mit Liebesblicken und Perlen der Reue in den Augen, der schöne Mann, den Louise über's Grab hinaus im Herzen festgehalten, und er ruft mit süßer Stimme: „Wirst Du mir vergeben, Mädchen, heilig wie ein Engel? Während fünf Jahren im blutigen Getümmel des Krieges stets und überall mein einziger Gedanke, wirst Du unversöhnlich seyn?"

Um die gefühlvolle Leserin nicht über Gebühr mit nervenaufregenden Schilderungen heimzusuchen, überlassen wir es ihr selbst, zu errathen, wie es ferner in Gervai's Landhause zuging. — Wir blättern vierundzwanzig Stunden vorwärts, und uns macht es Freude, melden zu können, daß wir abermals im königlichen Schlosse uns befinden. Dießmal spielt der König nicht Reversi, sondern er ertheilt Audienz, und eben ist die Reihe an dem Marquis von Coigny. (Ein Glück, daß uns dessen Name wieder beifällt.)

„Sie kommen gewiß, mir St. Rémys Geschichte zu erzählen?“ fragt der König lächelnd. Hat gut geschlafen, gut gefrühstückt, ist in bester wundervollster Laune, der König. „Der Oberjägermeister hat sie mir jedoch bereits mitgetheilt. Sie kommen zu spät.“ —

„Nicht zu spät, Sire; denn ich kann Ihnen mittheilen, was der Herzog nicht weiß. Nicht St. Rémy, dem ich auf der Straße begegnete, als er rostlos von der Leiche des Straßburgers kam, und sich nicht getraute, den Auftrag bei Gervais

auszurichten — nicht St. Rémy hat das Gespenst agirt; wohl aber that ich es selbst. Dem Freunde seine Bürde abnehmend, mißbrauchte ich sein Vertrauen. Aber die Strafe kam zur Stunde über mein Herz und Haupt. Ich liebte plötzlich bis zum Rasendwerden das Mädchen, das ich hinterging, und ich weiß nicht was geschehen wäre, wenn nicht Soldatenpflicht mich an die Gränze gerufen hätte."

„Ah, ah, liebenswürdiger Taugenichts!" scherzte der König: „solche Streiche! danken Sie Gott, daß Fleury, der strenge Cardinal, nicht mehr am Leben. Ich müßte Sie wahrhaftig in die Bastille schicken. — Was wünschen Sie jedoch heute von mir?"

„Eure Majestät stellten mir frei, um eine Gnade bei Ihnen anzuhalten?"

„Aha! Sie haben Eile, wie es scheint. Was bitten Sie sich aus?"

„Einen Adelsbrief für den Kaufmann Peter Gervais und dessen Nachkommen."

„Bah! welch' ein Einfall? Wie könnten Wir eine solche Gunst rechtfertigen?“

„Ein ausgezeichneter Handelsherr hat große Verdienste um's Vaterland.“

„Hm! ich habe mehr als fünfzigtausend solcher Gervais in meinem Königreiche!“ versetzte der Monarch: „Wenn ich sie alle mit Schild und Wappen belohnen sollte ....“

„Gervais ist ein fanatischer Anhänger Eurer Majestät!“

„Darf ich dasselbe nicht von allen Franzosen voraussetzen?“ fragte wieder der König stolz, aber lächelnd.

„Nun denn .... Sire .... Gervais besitzt eine wunderschöne Tochter .... ein Musterbild der Grazien selbst .... alle Reize der cyprischen Göttin sind in ihr vereint, Sire!“ — Damals fand man solche mythologische Redeübungen sehr angenehm. Und der König, ein besonderer Gönner des schönen Geschlechts, lächelte noch holdseliger, denn zuvor, und sprach: „Freilich; wenn der Mann eine reizende Tochter hat ....? Ihr

Wunsch, lieber Marquis, sei gnädigst gewährt. — Eine Bedingung jedoch. Bringen Sie mir das Mädchen. Ich will das Schönheitswunder sehen."

Mit schelmischem Ausdrucke, des Königs List durchschauend, erwiederte der Brigadier: „Ich danke meinem Herrn und Gebieter unterthänigst für die gewährte Gunst. Sie werden, Sire, allerdings die schöne Louise sehen, sobald Ihre königliche Hand meinen Heirathskontrakt unterschrieben; sobald mir erlaubt seyn wird, Eurer Majestät die Marquise von Coigny vorzustellen."

Daß der König heute ausnahmsweise mehr als engelgut war, mögen wir zu seiner Ehre nicht vertuschen. Er reichte dem schelmischen Marquis die Hand zum Kusse hin und erwiederte: „Unterschreiben, vorstellen, heirathen — Alles, wie Sie befehlen, Marquis! Ich bleibe stets Ihr wohlgeneigter König." —

Das walische Kraxenmannerl.

(Eine oberösterreichische Geschichte.)

Es ist schon lange her, seit das alte Mannerl mit der Kraxen aus Wälschland in's Salzkammergut gekommen ist. Wenn der Schiffmann am Kehrruder in der Plätten auf dem See, wenn die Sennerin oben auf der Spitzelstein-Alm die Geschichte erzählen, so fangen sie jedesmal mit denselben Worten an: „Es ist schon hundert Jahre her." — Der Korbach-Müller erzählt selbige Geschichte auch nicht anders, und hat sie gerade so, Wort für Wort, als kleiner Bue von seiner Frau Ahndl vernommen. Die alte Frau selber hat von Niemanden gewußt, welcher den Wälschen noch mit eigenen Augen erblickt hätte, aber sie konnte für ganz gewiß sagen, daß zu seiner Zeit in Traun-

kirchen noch keine Jesuiten wohnten, sondern das Stift von Nonnen besetzt war, und daß das ehemalige Schlössel in der Korbach sich schon längst in eine Mühle verwandelt hatte. Die Schiffleute in der Langbath kannten den Kraxenmann gar wohl. Mariä Himmelfahrt und Bartholomäi kehrten in jedem Jahr nicht richtiger wieder, als er zwischen diesen zwei Tagen an die Schiffhütte kam, um sich nach der Korbach-Mühle führen zu lassen, die er jedesmal um Gallus herum wieder verließ. Das war schon viele Jahre so fort gegangen, und der kleine, alte Mann sah einmal aus, wie das andremal. Auf dem schneeweißen Haar trug er einen grauen Filz, am Leib ein lodenes Schamperl, einen rothen Brustfleck, einen breiten Gurt, kurze Lederhosen, graue Wollenstrümpfe und Bundschuh'; in der Hand ein Griesbeil und auf dem Rücken die Kraxen. Im Anfang hatten sich die Leute wohl über den Walischen verwundert, aber nach und nach war ihnen sein Anblick so bekannt geworden, wie der ewige Schnee auf dem Schönberg, und sie erstaunten über ihn nicht eher wieder,

als bis er einmal auf seiner Kraxen eine ungewohnte Last daherbrachte: ein schwarzaugetes Dirndl nämlich von vier bis fünf Jahren, so sauber anzuschauen, wie das Jesuskindlein aus Wachs in der Weihnachtskrippe zu Traunkirchen. Die Schiffleute liefen zusammen, um das bildsaubere Kind zu betrachten, das sich vor den unbekannten Gesichtern gar nicht fürchtete, sondern lachend die Handerln ausstreckte, allerlei daherwelschte, was keiner verstand, und vollends vor Vergnügen sich nimmer zu fassen wußte, als die Plätten über den Wasserspiegel dahinschoß, und die Wildvögel ihr auswichen, die Enten, indem sie aufstiegen, die Duckerl, indem sie untertauchten. Der Fährmann wußte wohl, daß der Kraxenträger ganz gut deutsch verstand, wenn er auch nicht sonderlich viel zu reden pflegte, und spürte ein mächtiges Gelüst, ihn ein wenig auszufragen. Der Alte war aber diesmal noch viel wortkarger, denn je zuvor, und weil der Schiffer trotz aller Mühe gar keine Ansprache in Gang bringen mochte, so platzte er endlich geradezu mit der Frage heraus: „Gehört

das Dirndl dein, Kraxentoni?“ — Der Fremdling schloß das Kind fest in seine dürren Arme, schoß aus seinen kleinen grauen Katzenaugen einen grimmigen Blick auf den Frager, und schrie zornig: „Fluch und Verderben über den schnöden Hund, der meine Ditta mir nehmen will. Sie ist mein, ganz allein, und ich werde sie besser zu hüten und zu bewahren wissen, als die große Ditta, welche der Elende, der Sohn einer Kuh, mir gestohlen hat.“ — Schier erschrocken über die ungewohnte Heftigkeit des Alten versetzte der Schiffer, halb begütigend und halb spottend: „Oho, mein Toni, ich nehm' dir den Fratzen nicht weg. Hab' selber mehr als genug daheim. Sie sitzen am Tisch wie die Orgelpfeifen, Buben und Dirndl durcheinander, und werden ihrer immer noch mehr, daß Gott erbarm'!“ — Womit die Unterhaltung ihr Ende fand.

Die Korbachmühle steht nicht an einem Kreuzweg, wie die Wirthshäuser, in denen die Fuhrleute und Lohnkutscher einzukehren pflegen, und

ist auch gar kein Wirthshaus. Hinter dem grünbewachsenen Stückchen Boden, worauf sie fußt, hebt sich das steile Gebirg, und vom Schaufelrad abstürzend braust der wilde Bach in den See. Schräg gegenüber spiegelt sich bei stillem Wetter Traunkirchen in der glatten Fluth, wohinüber einst der letzte Edelknecht von Korbach nächtlicher Weile geschwommen ist, um mit einer schönen Klosterfrau zu kosen, bis am Ende der liebe Herrgott die Geduld darüber verlor, den baierischen Wind so recht aus vollen Backen vom Siegesbach herüber blasen ließ, und den verwegenen, gottlosen Gasselbuben den Hechten auf dem Grund zur Speise vorwarf. Seitdem wurde das Schlössel zu einer Mühle, dem Bach zu lieb, der so ungestüm unter dem Erlakogl sich herabstürzt, daß der starrste Winter ihn nicht so leicht bändigt, so wie die ärgste Sommerhitze noch nie ihn ausgetrocknet hat. — Diesen einsamen stillen Winkel hatte sich der alte Toni zum Ziel und Rastplätzchen seiner jährlichen Wanderung ersehen, und die Müllersleute hatten ihn so lieb gewonnen, daß sie gar

keine Ruhe mehr hatten, sobald einmal die gewohnte Zeit seines Kommens erschienen war, bis sie ihn mit ihren Augen sahen. Der Mann, das Weib, die Buben, die Dirnen und Hausholden lugten auch dießmal stündlich hinaus in der Richtung gen Ebensee, und als sie endlich die Plätten heranschwimmen sahen, liefen sie schnell an's Gestade, um den werthen Gast willkommen zu heißen, den auch sie voll Erstaunen in der Begleitung des Kindes erblickten. Das Dirndl war ihnen aber eben so recht, als der Kraxentoni selber; sie herzten es wie eine liebe Docke, und wenn es auch zu ihrem Leidwesen nicht mit ihnen reden konnte, so verstand es doch in der ersten Minute die fette Milch mit dem Holzlöffel zu essen, und lernte gar bald ein Pratzerl und ein Busserl hergeben. — „Die Ditta versteht Euch nicht," versetzte der Alte, indem er das Bündel von seiner Kraxen losschnürte und es aufband: „bei mir daheim reden die Leute eine andere Sprache, als in Oesterreich gesprochen wird. Jetzt aber schaut her. Da hab' ich für die Müllerin ein Zeuch auf einen Kittel,

für die Annemirl ein Kopftücherl mitgebracht.“ — Das Weib und das Dirndl bedankten sich fein höflich für die Gaben, die ihrer Meinung nach viel zu kostbar waren, obschon sie die einzige Vergeltung für die gastliche Aufnahme des Gebers ausmachten. Von einer Bezahlung hätte ohnedieß nimmer die Rede seyn dürfen. Milch, Butter und Schmalz gaben ja die Kühe, Eier legten die Hühner, das Salz gab der Kaiser umsonst her; und wie dumm müßte ein Müller seyn, dem es an Mehl mangelte? Die Fische im See, die Forellen m Bach, die Wildenten, die Hirsche, Rehe und Gemsen gehörten wohl der Herrschaft, aber es gab ihrer im Ueberfluß, und in der Korbachmühle ward auch manches Stück davon verschmaust, ohne daß der Herr Salzamtmann zu Gmunden sich etwas davon träumen ließ. Heutzutage mag alles dort wohl anders seyn, als es dazumal gewesen, seit Ischl eine große Badestadt geworden ist, und seit zwischen Gmunden und Ebensee Dampfschiffe mit ihrem rauschenden, brausenden Räderwerk einherrudern.

Der Toni band sein Bündel wieder zu, in welchem noch ein schönes Häuflein von allerlei Ellenwaaren steckte, denn er war seines Zeichens ein Krämer, welcher Messen und Jahrmärkte bezog. — „Wo ist der Woferl?“ fragte er, nachdem er die Hausgenossen der Reihe nach gemustert und bei Namen genannt hatte. — „Der Woferl ist auf die Wanderschaft gegangen,“ hieß es: „zu Allerheiligen wird es ein Jahr, seit er fort ist.“ — Der Nachricht über den Wolfgang folgten noch eine Menge Erzählungen über alles, was sich seit des Gastes letzter Anwesenheit ereignet hatte, und das trauliche Geplauder nahm nicht eher ein Ende, als bis spät Abends die kleine Ditta vor Schläfrigkeit zu weinen anfing, und der Müller sein Volk in's Nest jagte. Worauf der Toni ein mit Bast umflochtenes Fläschchen hervorzog, und zu dem Hausvater sagte: „Wir wollen noch ein Weilchen beisammen sitzen bleiben, Müller-Hiesel. Ich habe da ein herrliches Tröpfchen Rosoli, um uns Alte zu erwärmen. Komm zu mir auf die Bank und fang' mit einem herzhaften Schluck an.“

— Der Hiesel ließ sich das nicht zweimal heißen, und der Walische sprach dazu: „Es nimmt dich gewiß Wunder, wie ich zu dem Kind gekommen bin?“ — „Wird schon seyn,“ versetzte der Korbachmüller, „aber ich frage dich doch nicht drum, erstens, weil mich's nichts angeht, zweitens, weil du das Ausfragen nicht leiden magst, und ich also doch nichts erfahren würde. Du kommst seit gar vielen Jahren zu uns. Mein Vater selig war noch auf der Mühle, als du das erstemal mit deiner Kraxen über den See gefahren kamst. So lange du bei uns bist, stehst du jeden Tag frühmorgens auf, ruderst dich in einer Plätten zum Röthelbach hin, steigst gegen den Röthelstein hinauf und kommst erst Abends wieder. Das ist sechsmal in der Wochen so gewiß, wie Abends das Betläuten drüben auf der Johanniskirche, das Wetter mag noch so wild oder noch so schön seyn. Niemand hat dich noch gefragt, was du oben zwischen den Felsblöcken zu suchen hast! Noch weniger hat es irgendwer unternommen, dich dort zu stören, erstens, weil es gar zu steil und kopf-

scheu hinaufgeht; zweitens, weil in der Schlucht oben das Geröll so locker liegt, daß alle Augenblicke die Steine sich ablösen und herabkollern, und drittens, weil wir Dich viel zu gern haben, um dir Galle machen zu wollen. Wir sind das Ding 'mal so gewohnt, und du magst thun oder lassen, was dich freut, wir werden dir nichts in den Weg legen.“ — Der Toni schmunzelte. — „Du bist schon ein rechter Mann, Hiesel,“ hob er an: „und ich freu' mich das ganze Jahr auf die paar Wochen in der Korbachmühle. Ich komme weit herum im Land, sehe schöne Städte, Dörfer, Schlösser und Klöster, aber nirgends will es mir so gefallen, als bei dir. Darum will ich dir auch ein neues Pfand meines Zutrauens geben. Du sollst die kleine Ditta bei dir behalten, willst du?“ — „Was fragst du erst?“ — meinte der Müller: „ich behalte dein Kind so lange du mir es lassen willst.“ — „Hab' auch nur um der Höflichkeit willen gefragt,“ fuhr der Kraxenmann fort: „und war im voraus überzeugt, daß du mir es nicht abschlagen würdest. Es wär' unvernünftig von

mir, wenn ich das kleine feine Geschöpf Gottes durch Wind und Wetter umherschleppen wollte. Daheim aber mag' ich's nicht lassen, und will dir auch sagen, warum? Ich bin einmal verheirathet gewesen, es ist freilich schon lange her, aber ich weiß es doch noch ganz gut. Mein Weib brachte mir einen Buben und starb im Wochenbett. Der Bube war meine einzige Freude, und gedieh, daß es eine Lust war; du hast deiner Lebtag' keinen Schönern und Frischern gesehen, als er einer war. Leider jedoch gedieh er nicht so an Frömmigkeit, wie an Schönheit und Stärke, denn als er herangewachsen war, gerieth er während meiner häufigen und langen Abwesenheiten in die schlechteste Gesellschaft, gab sich dem Spielen, Trinken und Lumpen hin, und als ich ihn dafür ein halbes Jahr lang hatte einsperren lassen, trieb er's nur noch toller als zuvor, wie um das Versäumte nachzuholen, so daß es völlig nicht mehr mit ihm auszuhalten war, und ich gar kein andres Mittel mehr wußte, als ihn zu verheirathen. Ich verschaffte ihm ein schönes, liebes und reiches Wei-

berl, wie ich es lieber selber genommen hätte. Am Ende wär' es auch besser gewesen, ich hätte die Ceccha zu seiner Stiefmutter gemacht, statt zu seinem Weibe, denn er war ihr Unglück, brachte ihr Vermögen wie das seinige durch, untergrub durch seine schlechte Aufführung ihren Seelenfrieden und ihre Gesundheit, und brach ihr durch seinen schrecklichen Tod vollends das Herz......" — „Nun? wie ist er denn gestorben?" fragte der Müller den Alten. Der schüttelte den Kopf, und fuhr dann fort: „Die arme Ceccha hinterließ ein Kind, Judith geheißen, das ich zum Trost meines Alters aufzog. Meine kleinen Ersparnisse waren zerronnen und zersplittert, und ich mußte so zu sagen von vorne anfangen, um die künftige Ausstattung der Enkelin aufzubringen, was ich mit redlichem Fleiß und leidlichem Glück ausführte. Die Ditta wuchs heran, schön wie der helle Tag, und da ich eben daran dachte, sie mit Ehren unter die Haube zu bringen, ward sie mir gestohlen...." — „Wie, Toni, gesthohlen?" — „Ein Elender verführte sie, ihm zu folgen, während ich ferne

von daheim meinen Geschäften nachging. Ein gewissenloser Mönch gab das Paar zusammen. Der Bursch ist so eine Art von Komödiant, Gaukler, Puppenspieler und Bänkelsänger, der auf Messen und Jahrmärkten seine unehrlichen Künste für Geld preisgibt. Das Dirndl, welches ich mitgebracht habe, ist meiner Enkelin und sein Kind, das ich ihnen weggenommen habe, um mich für meinen Verlust zu entschädigen. Nun ist aber der Florindo ein verzweifelter Gesell, der schon ein paar Mal versucht hat, durch List oder Gewalt das Kind mir zu entreißen, nicht etwa aus besonderer väterlicher Zärtlichkeit, sondern um Geld von mir zu erpressen. Da hab' ich es denn für das Gerathenste gehalten, die kleine Ditta wegzubringen, um sie bei dir in soweit heranwachsen zu lassen, bis sie ein wenig zu Jahren und zu Verstand kommt; dann wollen wir ferner für sie sorgen. Ich bin gerade nicht arm und habe meine Anstalten getroffen, daß alles, was ich dereinst hinterlasse, dem Kinde bleiben muß, ohne daß seine unwürdigen Eltern auch nur einen rothen

Heller davon erhalten oder nur genießen dürfen." — Nun schüttelte der Korbachmüller seinerseits auch den Kopf, aber nicht um eine Frage abzuweisen, sondern um dabei zu bemerken, daß das sonst so brave und fromme Kraxenmannerl nicht die christliche Gesinnung an den Tag lege, welche es früher vielfach bewiesen habe. — „Das verstehst du eben nicht, mein Hiesel," versetzte der Walische drauf: „wenn uns ein liebes Kind ungetreu wird, so ist das noch viel ärger, als wenn dem Buben sein Dirndl abgespannt wird und, doch hat schon mancher Bue aus Liebeskummer sich in den See gestürzt, wo er am tiefsten ist. Ueberleg' dies nur recht und du wirst's schon finden. Nun trink noch eins, und lass' uns dann schlafen gehen. Bevor ich wieder von dannen ziehe, werd' ich dir auf ein Zetterl schreiben, was du wegen der Ditta wissen mußt, wenn ich einmal ganz ausbliebe." — Der Korbachmüller lachte. — „Was ist da zu lachen?" fragte Toni. — „Ei, was soll mir das Brieferl," meinte der Hiesel, wenn ich's doch nicht lesen kann?" — „Wirst schon

Einen finden, der's versteht," tröstete der andere, und wünschte seinem freundlichen Wirth gute Nacht.

Kaum graute der Morgen, als auch das Kraxenmannerl schon vom Stroh sprang, munter und rüstig, wie der jüngste Almenbue, sich ein Stück Brod abschnitt, um es in die Tasche zu stecken, und dann in die Plätten stieg, um sich gewohnter Weise nach dem Röthelbach hinzurudern, wo das von dem rothen Gestein wie Blut gefärbte Wasser aus der Felsschlucht hervor in den See braust. Dort band der Toni sein Fahrzeug fest, und kletterte wie ein Gemsbock an der steilen Wand hinauf. Just ruderten ein paar große Zillen vorüber, in welchen viele von der Langbath auf den Wochenmarkt nach Gmunden fuhren; die nahmen des kecken Kletterers wahr, juhizten ihm zu, und er gab lustig Antwort, daß es weit über den See schallte und von den Felsen widerklang. Seitdem hat Niemand mehr des Kraxenmannerls Stimme vernommen. Der Toni kam Abends nicht zurück in die Korbachmühle. Weil aber am späten Nachmittage ein gewaltiges Donnerwetter aufgezogen,

und diesem ein wilder Sturmwind gefolgt war, so glaubte der Müller anfangs, sein Gast habe sich nicht auf das Wasser getraut, und sei unter irgend einem Felsblock liegen geblieben, um besseres Wetter abzupassen und den Himmel wieder hell werden zu lassen; als aber am nächsten Tag die Sonne so klar sich in der glatten Fluth wiederspiegelte, und doch kein Kraxentoni sich blicken ließ, da ward den guten Leuten bange, und der Hiesel ruderte mit seinen Buben zum Röthelbache hin, um selber nachzuschauen. Die Plätten, in welcher der Walische fortgefahren, war nimmer da. Der Stanzi, des Müllers zehnjähriger Sohn, ein verwegenes junges Blut, wagte sich in die Felsen hinauf, konnte jedoch nicht die geringste Spur von dem Gesuchten entdecken, und kam nach drei oder vier Stunden matt und müde von dem gefährlichen Gang zurück. Am nächsten Tag wiederholte er das Abenteuer mit eben so wenig Erfolg, und würde auch am dritten Tag es unternommen haben, wenn nicht inzwischen die Trümmer der zerschellten Plätten auf dem See getroffen wor-

den wären. Die Fischer hatten das Holzwerk an dem eingebrannten Zeichen als Eigenthum des Korbachmüllers erkannt und ihm gebracht. Das walische Kraxenmannerl war also offenbar vom Sturm überfallen worden, da es eben die kurze Strecke vom Röthelbach nach der Mühle hinfahren wollte; Wind und Wogen hatten das Fahrzeug aus der Nähe des sichern Gestades entführt; der Ruderer war, in der Dunkelheit die Richtung verfehlend, gegen Gmunden zugefahren, während er vielleicht sich nach Traunkirchen hin retten wollte, und so unter den Viechtauer Wind gerathen, welcher jedes Schiff, das er einmal packt, gegen den Fuß des Traunsteins schmettert und dort zu Scherben schlägt, als wäre es ein irdener Hafen.

Jammer und Klagen um den Vermißten waren groß, und größer noch die Sorge um das wälsche Dirndl, das mit dem Urgroßvater zugleich seine Eltern, sein Hab und Gut und seinen Namen verloren hatte, ohne daß es sich sonderlich darum zu grämen schien. Wahrscheinlich war es daran gewöhnt, den Alten oft längere Zeit hin-

durch nicht zu sehen, und hatte von dem geschehenen Unglück um so weniger einen Begriff, als es kein Wort von allen dem verstand, was in der ihm fremden Sprache gesagt, gefragt und geklagt ward. — „Wir müssen das Ditterl eben bei den andern Fratzen behalten," sprach der Müller zu seinem Weib: „und ihm zur Aussteuer aufheben, was der Toni dagelassen hat." — „In Gottes Namen," versetzte das Weib, und die Beiden verwahrten die Hinterlassenschaft, welche, außer dem Kram des Alten, noch ein seidenes Beutelchen mit zehn blanken Goldstücken und ein ledernes mit einer Hand voll Zwanziger enthielt. — So blieb denn die kleine Ditta in der einsamen, durch Felsen und Wellen von der übrigen Welt geschiedenen Mühle, vergaß mit den Lauten der heimischen Sprache die Heimath selbst sammt dem Ahnherrn, und würde sich für das leibliche Kind ihrer Pflegeeltern gehalten haben, wenn diese nicht immer und immer ihr wiederholt hätten, daß sie aus der Fremde jenseits der Berge herstamme, wo ein reiches Erbtheil ihrer harre;

leider aber wußte Niemand zu sagen, wo das Erbe zu finden war.

Der Wolfgang freilich hätte darüber allenfalls Auskunft geben können, als er von der Wanderschaft heimkam, wenn er nicht ein gedankenloser Träumer gewesen wäre. — „Ich bin auch ganz hinüber über die Berge gekommen,“ erzählte er, „und wußte selber nicht, wie? Es war so um Josephi herum, als ich noch durch tiefen Schnee watete und dabei gottserbärmlich fror; mit einemmal aber schien die Sonne, waren die Bäume grün, und wurde mir am Ende so warm, daß ich meinen Mantel zusammenrollte und auf's Ränzel band. Ich ging an einem lustigen Wasser hin, das nicht viel anders aussah als die Traun zwischen Ischl und Ebensee, und kam endlich an ein Wirthshaus, wo ich einen frischen Trunk verlangte. Wie ich so mit den Leuten zu reden anfange, verstehen die mich vom Eimer kein Seitl; aber zum Trinken haben sie mir doch richtig gegeben. Ich geh' weiter, mach' mir so im Stillen meine Gedanken über das einfältige Volk, und

komme Abends in ein Dorf, wo mich wieder kein Mensch verstehen will. Es war, um völlig aus der Haut zu fahren, und ich bin wie ein verlorenes Hendl umhergelaufen, bis ich nach ein paar Tagen endlich merkte, daß ich nach Wälschland hineingerathen, wo lauter Walische wohnen. Nun hätt' ich mir nimmer zu helfen gewußt, wenn ich kein gelernter Müller wäre. Als Müller muß ich wissen, daß das Wasser von Bergen herunter kommt, und wie ich denn an den ersten besten Fluß kam, ging ich stromaufwärts, um die Berge wieder zu finden, die ich nur von weitem noch erblickte, und die schon völlig blau ausschauten. So kam ich denn an einem schönen Tag in eine Stadt, die so groß war, wie Gmunden und Welß miteinander, und Vöcklabruck noch dazu, und in welcher lauter große stattliche Häuser standen. Und wer schaut aus einem Fenster heraus? Unser Kraxentoni mit Haut und Haar, nur daß er kein lodenes Schamperl anhat, sondern einen schwarzen Sammetrock . . .“ — „Mit dem hättest du reden sollen, Woferl, der hätte dir helfen

können," unterbrach ihn der Müller. — „Ich hatt' es auch stark im Sinn," meinte jener: „aber ich konnte nicht zu. Die Gasse stand voller Leute, die einem verdammten Kerl zuhorchten, welcher wie ein Pfaff in der Fasten predigte und dabei wie ein Zahnbrecher schrie. Ich vergesse den Kerl meiner Lebtage nicht, und wollte ihn in hundert Jahren wieder erkennen. Er war um einen Kopf größer als alle Leute, hatte ein blauseidenes Schamperl an, und auf dem Kopf einen spitzigen Filz ohne Krämpe. Neben ihm stand ein sauberes Weiberl, das ihm zuredete, Ruh' zu geben. So kam mir's nämlich vor, denn ich verstand von ihrem Zureden so wenig, als von dem Geschrei, welches der Toni und der andere miteinander verführten. Ich will lieber Nachmittags wieder kommen, dann wird das Kraxenmannerl bessere Zeit haben, sagt' ich zu mir, schnitt geschwind zum Wahrzeichen eine Kerbe in den Karren neben mir, und trollte mich meiner Wege. Nachmittags aber suchte ich vergebens die Gasse, das Haus und den Karren bis in die sinkende Nacht, und

wen ich nach dem Kraxentoni fragte, der lachte mir in's Gesicht, oder schüttelte den Kopf so, daß ich unverrichteter Sache abziehen mußte ...." — Den Namen der Stadt wußte der Wolfgang nicht zu nennen, und es steht zu vermuthen, daß er denselben nicht vergessen, sondern nie vernommen hatte. Vater und Mutter schalten den dummen Buben aus, die Geschwister verlachten ihn, aber weder die Scheltworte noch die Spottreden nützten etwas, und es war gerade so gut, als hätte der Wolfgang nie die Heimath der verwaisten Ditta mit Augen gesehen.

Das wälsche Kind gedieh auf dem fremden Boden noch besser, als es vielleicht daheim gediehen wäre, wie ja so viele Pflanzen dann erst recht wachsen mögen, wenn sie als junge Schößlinge von einem Erdreich in das andere versetzt werden. In ihrem zwölften Jahr fuhr die Ditta schon mit den Kühen ihrer Pflegeeltern gen Alm, und im ganzen Trieb droben unter dem Spitzelstein war unter den sechs Sennerinnen keine, welche ihre Thiere besser besorgt hätte, wie sie.

Die frische Alpenluft schlug ihr gar wohl an, sie war groß und stark, und als sie ihre sechszehn Jahre zählte, war sie unter allen Dirndln, die Kopftücher und Bundschuhe trugen, das allerschönste. Da sprach der Müller wieder zu seinem Weib: „Die Ditterl ist ein bildsauberes Mensch und hat eine hübsche Aussteuer. Der Stanzi ist als ein geschickter Müller von der Wanderschaft heimgekommen, und wenn ich ihm die Mühle übergebe, so ist das dem Woferl ganz recht, weil er selbst auf den Buchberg heirathen möchte. Aber bis zu Jakobi kommen die kaiserlichen Herren Offiziere nach Gmunden, und die nehmen uns den Stanzi sicher und gewiß weg, wenn wir ihn nicht geschwind noch heirathen lassen, ehe sie ihn beim Schopf erwischen. Er ist ein gar sauberes Stück von einem großgewachsenen Mannsbild, hat auch nicht so viel von einem Kropf am Hals, und die Ausrede auf die Freibriefe des Kammergutes würde schon nicht helfen, weil die Herren sagen, daß wir schon nicht mehr zum Kammergut gehören. Wie wär's also, wenn wir zuschau-

ten, ob wir die beiden nicht zusammenbringen könnten?" — Die Müllerin lachte hell auf, und hernach sagte sie auch, warum sie gelacht. Der Stanzi und die Ditta hatten nicht erst abgewartet, bis es dem Alten einfallen würde, zu merken, daß sie zu einander gar so gut paßten; sie wußten das schon selber, und hatten es einander auch zugesungen in lustigen Schnadahupfeln, vorgetanzt auf Länderisch wie auf Steierisch beim Klang der Zither, zugeflüstert durch das Kammerfensterl in verschwiegener Nacht, und endlich laut genug gesagt, um es die aufmerksame feinhörige Mutter vernehmen zu lassen. Nun lachte der Müller-Hiesel auch, und in der nächsten Viertelstunde sein Bue mit ihm, während die Ditta die Schürze vor's Gesicht hielt und vor lauter Vergnügen weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; der Müller, die Müllerin und der Stanzi fühlten gar aber kein Mitleid mit ihr und ihrer Pein.

Wenn jetzt ein verliebtes Paar heirathen will, so kostet das viel Stempelpapier, und es währt eine geraume Zeit, bis das Papier gehörig voll-

geschrieben ist. So war es vor hundert Jahren nicht. Der kaiserliche Pfleger zu Orth hatte nichts gegen die Heirath des Korbachmühlen-Hiesel-Stanzi mit der fremden Braut einzuwenden, trotz des mangelnden Schreibnamens und Heimathscheins, und der Pfarrer zu Traunkirchen rief das Paar frischweg aus, und brauchte keinen Taufschein dazu, um zu wissen, daß die Ditta eine getaufte und rechtgläubige Christin war. Auf einen Donnerstag war die Hochzeit anberaumt, und am Sonntag vorher suchten die Brautleute den hochwürdigen Herrn Dechant in Schörfling heim, um ihn, als den Vetter der Müllerin, höflichst einzuladen. Sie entlehnten Wagen und Pferde vom Buchbergerbauern, der Woferl mußte den Kutscher machen, und nahm gleich auch sein Dirndl nach Schörfling mit, um es bei dem Vetter als Braut aufzuführen. Der geistliche Herr nahm die Viere freundlichst auf, seine Hauserin bereitete ein treffliches Gastmahl, und sie traten so spät am Nachmittag den Rückweg an, daß gewiß die Nacht sie überrascht hätte, wenn nicht just die Sommertage

gar so lang, und die wohlgenährten Pferde so schnell im Laufen gewesen wären. —

Die zwei Paare waren überaus lustig und guter Dinge. Die Buben saßen nach Landessitte beisammen auf dem vordern, die Dirndln auf dem hintern Sitz, und wenn die einen zu singen und zu juhizen aufhörten, fingen die andern zu ludeln an. Mit einemal jedoch mußten sie Halt machen. Mitten auf dem schmalen Weg saß ein Steierwagen in einem Schlammloch fest, so daß weder rechts noch links vorüber zu kommen war. Ein lebensmüder Gaul stand tiefsinnig mit herabhängendem Kopf an der Deichsel, und schien eher Lust zu hegen sich in den Wagen zu setzen, als ihn herauszuziehen. Ein hochgewachsener Mann mit einem wilden Bart im Gesicht schwang fluchend die Geißel, ein abgehärmtes bleiches Weib schaute wie eine ruhige, ergebene Dulderin dem Beginnen zu, und ein Häuflein halbverhungerter Kinder drängte sich zagend an die Mutter, in der vielleicht nur allzugerechten Besorgniß, die Wuth des scheltenden und offenbar berauschten Vaters

alsbald gegen sich gekehrt zu sehen. Die Leute waren auf den ersten Blick als fremde Landfahrer zu erkennen, doch das hinderte die beiden Korbachbuben nicht, ihnen hilfreiche Hand zu leisten, was sie auch gethan haben würden, wenn sie ohne das hätten vorbei kommen können. Sie packten frisch und rüstig den Wagen an, und hatten ihn im Handumwenden herausgeschoben und flott gemacht. Das bleiche Weib dankte ihnen in höflichen, aber höchst fremdartig klingenden Reden, und weil sie so freundlich sprach und lächelte, zeigten sich auf den welken Zügen ihres Angesichtes unverkennbar die Spuren einer ungewöhnlichen Schönheit, welche nicht nach und nach durch die Zeit, sondern gewaltsam und stürmisch zerstört worden war. Der Woferl starrte indessen bald sie, bald den fremden Mann mit großem Erstaunen an, und rief dann plötzlich: „Bist du's oder bist du's nicht? Da hinten an deinem Wagen seh ich noch mein Handzeichen eingeschnitten, an welchem ich das Haus des Kraxenmannerls wieder zu erkennen gedachte. Das Weiberl da war auch bei

dir. Es ist freilich indessen alt geworden, aber wie es uns angelacht hat, hab ich's dennoch wohl gleich erkannt. Du aber bist noch immer ganz und gar derselbe Kerl, wie dazumal, nur daß du kein blauseidenes Schamperl angelegt hast.“ — Verwundert fragte der Landfahrer nach dem Sinn der ihm so ganz und gar unverständlichen Worte, indem er betheuerte, den Wolfgang seines Wissens nie erblickt zu haben. „Glaub's schon,“ sagte der dagegen: „du hattest damals mit dem alten Toni zu streiten und zu schelten.“ — „Toni?“ schrie das Weib: „Antonio hat mein Großvater geheißen.“ — Bei diesen Worten ging es wie eine Leuchte in den Gedanken des Stanzi auf, der ein gewiegter Bue war, und alles, was er einmal vernommen, sich gar schnell zusammenzureimen verstand. Wenn nun der fremde Mann derjenige war, welchen der Woferl meinte, so mußte er Florindo heißen, und hatte sich mit dem Alten damals gezankt, um die kleine Ditta wieder zu haben. Dem war auch also, und nach einigen Minuten unbeschreiblicher Verrwirrung

und tollen Durcheinanderschreiens ordneten sich endlich Reden und Gegenreden wie Zettel und Einschlag zu einem Gewebe von Antworten und Erklärungen, und bald darauf lagen die Ditta und das Ditterl einander in den Armen und hielten sich schluchzend umschlungen, als gedächten sie einander nimmermehr loszulassen.

Florindo war der einzige von Allen, welcher theilnahmlos und trockenen Auges dabeistand. — „Der alte Dieb," sagte er, vom Kraxentoni redend: „hat sich immer so arm und elend gestellt, und war doch sündlich reich. Er gab sich für einen Krämer aus, und war eigentlich ein Goldsucher. Nachdem er so unbegreiflicher Weise mit dem Kinde verschwunden war und durchaus nicht wieder kommen wollte, bestand ich darauf, daß die Gerichte sein inzwischen versiegeltes Haus öffnen und mir den Nachlaß überantworten sollten. Die Siegel wurden abgenommen, und was sich vorfand, war schon der Mühe werth: für wenigstens tausend Dukaten gediegenes Gold in ganz kleinen Tröpfchen und Körnern. Auf dem Schatz

jedoch lag wie ein höllischer Drache ein verdammtes Testament, das meiner Tochter Judith die ganze Erbschaft zuspricht, und dabei so mit Bedingungen und Klauseln verwahrt ist, daß sie mir auch nicht einen rothen Heller von der ganzen Bescheerung zuwenden darf. Aber es ist mir doch recht, daß ich die Dirne wieder finde; sie ist stark, gesund und schön, und wenn sie mir auch von ihrem Geld nichts geben darf, so soll sie mir doch welches verdienen.“ — Stanzi hatte nicht sobald verstanden, daß Florindo im Sinn hegte, seine Tochter mit sich von dannen zu führen, als er Einsprache dagegen erhob, und den künftigen Schwiegervater einlud, ihm lieber mit den Seinen zur Korbachmühle zu folgen, um dort der Hochzeit beizuwohnen, und dann gemeinschaftlich mit dem alten Hiesel zu bereden, was ferner gethan werden sollte. — „Hol' dich der Teufel sammt der Mühle!“ schrie der Landfahrer: „die Ditta ist viel zu schön für dich, du grober Bauer. Das ist ein Bissen für einen Kavalier! Solche Goldfischerl setzen wir nicht in eine Mistpfütze. Wisch'

Dir's Maul ab, Mehlknödl, und geh der Hölle zu." — Der gute Stanzi verstand bei weitem nicht die bodenlose Verworfenheit, welche sich in Florindo's frevelhaften Reden verbarg, aber es war ihm dennoch ganz unheimlich dabei zu Muth, und er wünschte sich sammt seinem Dirndl weit weg von der unseligen Stelle. Der Gaukler mochte indessen trotz seines Rausches merken, daß er in seinen Reden eigentlich schon zu weit gegangen, weshalb er einlenkend sich zu der wiedergefundenen Tochter wandte, um sie zu vermahnen, ihm zu folgen, weil ihre kindliche Pflicht es erheische. Die arme Ditta kam nun an einen bösen Kreuzweg. Auf der einen Seite riefen Vater und Mutter, gestützt auf das göttliche Gebot, auf der andern standen die Pflegeeltern mit dem Hochzeiter, und bei diesen alle freundliche Erinnerungen der Kinderzeit, und des jungfräulichen Herzens erste volle Liebe. Es wäre ein harter Kampf geworden zwischen der kalten eisernen Pflicht und der heißen Neigung, wenn das Dirndl ihn hätte durchkämpfen müssen, und es mag wohl eine

zweifelhafte Frage seyn, welches der einander widerstrebenden Gefühle die Oberhand behalten haben würde, wenn nicht der Himmel selbst ein Einsehen gehabt, und den Knoten frischweg durchgehauen hätte. Die ältere Ditta verstand nämlich besser als das unerfahrene, junge Volk, um was es sich hier handelte, und wollte lieber ihr Kind nimmermehr mit Augen sehen, als es dem Schooß eines stillen Glücks entreißen, um es der Schmach und dem Elend zuzuführen; darum vergaß sie ihre gewohnte Schüchternheit und Ergebenheit gegen den Elenden, zu welchem sich einst ihre Liebe verirrt hatte und dem seitdem ihre Treue verpfändet geblieben, und wie eine Rasende schrie sie: „Hinweg mit ihr, Stanzi, hinweg! führt sie von dannen, entreißt sie dem Verderben, mein Segen folgt euch! Fort, sag' ich, fort!" — Diese Worte hauchten dem von Angst und Weh' erstarrten Buben Leben und Bewegung ein; er warf die halb bewußtlose Ditta auf den Wagen in die Arme des Buchberger-Dirndls, und während Florindo sich voll Grimm auf das fort und fort zeternde

Weib stürzte, um es zum Schweigen zu bringen, rasselte das Gefährt von dannen. — Als die Ditta wieder zu sich selber kam, war es ihr, als erwache sie aus einem bösen Traum...., aus einem Traum, den sie zeitlebens nimmer vergessen mochte.

Von dem Landfahrer Florindo mit dem bleichen Weib und den hungernden Kindern ward am Gestade des Traunsees nichts mehr vernommen, und ebensowenig wollte ein Wörtlein darüber verlauten, wie die Stadt hieß, in welcher das Haus und die vielen Körner gediegenen Goldes auf die junge Korbachmüllerin warteten. Die aber hätte gern Haus und Gold ihrem Vater überlassen, wenn sie dafür ihr armes Mutterl und ihre Geschwister hätte loskaufen können, die so elend sich durch die Welt schleppen mußten, während sie selbst als ein glückliches Weib einen braven Mann, gesunde Kinder und alles im Hause vollauf hatte.

Der Müller-Stanzi hatte in der Zeit einen Geisstall am Röthelbach erbaut; bei Tag durften sie unter der Obhut eines Kindes an den Felsen

weiden. Da geschah es nun, daß der Stanzi einst selber zum Röthelbach ruderte, um seinem kleinen Dirndl, dem Anderl, die Mittagskost zu bringen, und das achtjährige Kind in bittern Thränen fand, weil seine schöne weiße Geis sich verstiegen hatte, und nimmer herab kommen mochte. Das Anderl war des Vaters Herzblattl, und so besann er sich nicht lange, dem Kind zu Gefallen der Geis nachzuklettern, welche er hoch oben an der Wand weiden sah. Mit Händen und Füßen emporklimmend, erreichte er die Höhe, immer der Geis folgend, die langsam vor ihm herstieg, und ihn dann auf dem Kamm erwartete, und so nahe kommen ließ daß er schon meinte, sie mit Händen greifen zu können, als das neckische Thierlein sich plötzlich wandte und in kurzen Sätzen seitwärts am Berghang hinsprang. Der Verfolger setzte nach, die Geis beschleunigte ihre Flucht, und beide erreichten so das gefährliche Steingeröll, vor welchem selbst der kecke Stanzi sonst immerdar umzukehren pflegte, wenn er als kleiner Bue hier umherkletterte; dießmal aber dachte er in seinem Eifer an keine Ge-

fahr, sondern sprang unbekümmert um die sich ablösenden Blöcke und Steine voran, und wußte nicht, wie ihm geschah, als die Geis in einem Felsspalt sich verschlupfte. Zögernd stand er still und blickte rückwärts. Die Stelle, auf der er sich befand, war ihm völlig unbekannt. Unter ihm rauschte der Bach, rechts und links starrten in schräger Senkung kahle Felswände, und hätt' er nicht in der untern Spitze des gewaltigen Dreiecks ein Stückchen vom See mit dem wohlbekannten Sonnenstein erblickt, so würd' er sich viele Meilen weit von der Heimath weggeglaubt haben; trotz des Bewußtseyns jedoch, sich daheim zu befinden, war ihm öd und schauerlich zu Muth, und nur mit widerstrebendem Fuße wagte er sich endlich hinab in die dunkle Höhle, wo er im Finstern das eigensinnige Stück Vieh ganz nah vor ihm abwärts steigen hörte, und schon entschlossen war, die Jagd aufzugeben, als er es wie Dämmerlicht schimmern sah und den Flüchtling erreichte.

Der Stanzi warf der Geis einen Strick über die Hörner, und blickte dann neugierig in dem

halbdunkeln Raum umher, und erkannte eine gewaltige Höhle, in welche das Tageslicht von oben durch eine Felsspalte hereindrang, und die mit ihrer gewaltigen Wölbung und den zackig herabhängenden Zierrathen von Stein einer Kirche glich. Der Fußboden war glatt, wie geschliffener Marbel, und wie der Stanzi recht hinschaute, so war's kein Fußboden, sondern ein Wasser, ... und wie er noch einmal recht hinblickte, so war er mit seiner Geis nicht allein in der Höhle, denn auf einem Block saß in der Ecke eine Gestalt mit einem grauen Filz auf dem Kopfe, angethan mit einem lodenen Schamperl und Lederhosen, leibhaftig der walische Kraxentoni, der vor fünfundzwanzig Jahren verloren gegangen war. Der Stanzi meinte ein Gespenst zu sehen, nahm alsbald Reißaus und sprang wie rasend von dannen, da er hinter sich einen Verfolger hörte, der aber nicht der Toni war, sondern die Geis. Vor Schrecken wär' er schier krank geworden, und kein Gold der Welt würd' ihn vermocht haben, sich jemals wieder zur Röthelbachhöhle zu wagen. Doch verschwieg er das

Abenteuer nicht; was er nicht mehr wagte, thaten an seiner Statt Andere, und fanden richtig die Höhle sammt dem Kraxenmannerl, dessen bis dahin wohlerhaltene Gestalt zu einem Häuferl Staub zusammenfiel, als Einer die Hand darnach ausstreckte. Neben dem Steinblock, auf welchem die Gestalt gesehen worden, lagen eine Schaufel und ein eisernes Sieb, welche zum Andenken an den walischen Goldsucher in der Höhle blieben, wo sie noch bis zum heutigen Tage zu sehen sind.

Milord und Milady.

1.

Zwei Brüder, die sich über alles lieben! Seltene Menschen. — Zwei fürstliche Brüder, die sich über alles lieben — und ist doch nothwendigerweise Einer davon älter als der andere — seltenste Menschen! Item: es hat deren zu einer gewissen Zeit auf einer deutschen Universität ein Paar gegeben. Der Erbprinz wäre gern, um seinen Bruder zu befördern, der jüngere gewesen; dieser Jüngere aber hätte um keinen Preis Erbprinz sein mögen, zum Nachtheil seines Bruders. — Der Erbprinz war eine schwärmerische Natur, der jüngere Bruder ein praktischer Mensch.

Kamen sie aus dem philosophischen Kollegium,

so sprach Prinz Alberich, der just empfangenen Lehren eingedenk: „Alles ist eitel, alles ist Tand. Laß' mich der Wissenschaft leben, mein Bruder, und dulde, daß ich dir die Last der Krone abtrete.“ — Aber Prinz Ludwig erwiederte. „Mit nichten. Unsere Agnaten würden einen dicken Strich durch dein Conzept machen. Lieber will ich dein Feldherr seyn, und alle deine Feinde niedersäbeln, Mann für Mann.“

Hatte der Hofrath-Hofmeister mit den Brüdern Staatsrecht getrieben, so ergab sich Alberich meistens in's Regieren; aber allein wollte er durchaus nicht daran. — „Wenigstens theilen wir des Vaters Land und Leute unter uns,“ sagte er seinem lieben Ludwig: „du nimmst die östliche Hälfte, ich acceptire die westliche, und in unserer Hauptstadt Gaudia thronen wir dann neben einander, innig vereint. Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer haben's nicht anders gemacht.“ — „Lieber wär' ich dein Leopold,“ lautete die Antwort: „dein erster Unterthan und Soldat.“

Dergestalt stritten sie oft in Scherz und Ernst,

und als mit der Zeit dem fürstlichen Vater einfiel, den Erbprinzen auf Reisen schicken zu wollen — der Jüngere sollte noch ein Jahr den Studien obliegen, gerade weil das Studiren ihm nicht sonderlich gefiel — da war der Streit noch lange nicht ausgemacht. Aber heiße Thränen flossen beim Abschied, und der zurückbleibende Bruder sprach zu Alberich: „'s gibt keine Ahnungen, und nichts destoweniger verspüre ich etwas dergleichen, und zwar nichts angenehmes. Jedoch, wie Gott will! Gib mir die Hand und behalte mich lieb. Schenk auch dem guten Milord einen Blick. Sieh' nur, wie kummervoll er dasitzt. Es ist, als sähe er wenig Trost in der Zukunft.“

Der blutjunge Hühnerhund, ganz seiner Gewohnheit zuwider, hatte in der That eine ernste Haltung angenommen. Aus jedem Auge floß ihm langsam eine Zähre. Er seufzte öfters, und stieß einen kurzen Wehlaut aus der Kehle, als wäre ihm das helle unaufhaltsame Weinen eines Menschen nahe.

Der Erbprinz kümmerte sich nicht um den Hund,

den er vor kurzem seinem Bruder als ein sehr minderjähriges Knäbchen geschenkt hatte; aber er reichte seinem Ludwig von Herzen die Hand mit den Worten: „Wir sehen uns fröhlich wieder, denke ich. In jedem Fall laß' dir den Seiler empfohlen seyn, mein Lieber!" — Hierauf trennten sie sich und lamentirten ein paar Tage lang, der eine in der Ecke des Reisewagens, der andere in seiner stillen Wohnung, bis auch zu ihnen die Stunde kam, die da sagte: Genug der Klagen für jetzt!

Die schickliche Zeit und Gelegenheit, hier anzubringen, wer eigentlich der empfohlene Seiler gewesen, soll nicht versäumt werden.

Er war seines Vaters Sohn, wie ein anderer. Besser indessen, wenn er der Vater gewesen wäre, denn er hatte Glück, wie Jener Unglück. Man sollte meinen, ein Seiler müsse sich in England durchaus wohlbefinden, weil man dort die Leute noch henkt. Dennoch war der alte Seiler in London von Spekulation zu Spekulation gefallen bis in das Loch, woraus man nur als ein schlechter Patron wieder aufsteht. Der Auferstehung zum Trotz

gewann der Alte keinen Flug mehr — der Galgen selbst blieb ihm zu hoch — und elendiglich ging er zwischen Schottland und Neuseeland im kühlen Elemente unter. Er hinterließ viele Gläubiger und einen einzigen Sohn. Da von baarem Vermögen, liegenden Gütern und ähnlichen irdischen Armseligkeiten nichts mehr vorhanden, bekümmerten sich auch Gläubiger und Sohn nicht um einander. Die ersteren kauten ihr Leben lang am Defizit des Alten: der Sohn dagegen hatte nichts zu beißen.

Eines Tags fand ihn das Glück an der Straße; verhungernd, aber wohlgelaunt. Das Glück trug damals just einen Zopf im Nacken und silberne Schnallen auf den Schuhen, und gab sich für einen Professor der Rhetorik aus. Kinderlos, obschon Kinderfreund, nahm sich der Professor des stoischen Knaben an, und hatte bald an Christoph alle Freude. Lernte von ihm der Kleine die Beredsamkeit, die wie der fallende Tropfen, langsam aber sicher, den Fels durchhöhlt, oder war's die Natur ganz einfach, die dem Kinde schon so merk-

würdig die Zunge gelöst hatte, daß jeder Laut derselben, ein sichrer Pfeil, zum Ziele fuhr? Wer wüßte das genau anzugeben? — Aber mit eben dieser geschmeidigen Glückszunge schwor Christoph sich selber einen theuren Eid, es in der Welt so weit als möglich zu bringen; seinem seligen (?) Vater zum Trotze, der's nicht einmal bis wohin er gehörte, gebracht. Um sich Wort zu halten, bohrte und kletterte und strebte er von frühester Jugend an, bis zu dem Tage, da er die Hochschule besuchte, nachdem er sich wunderbar mit federleichtem Schulsacke durch seine Prüfungen geschlichen und gewunden und geschnürt. Jedoch: im ersten Jahre seiner akademischen Freiheit wurde sein Pflegevater pensionirt. Stand der Professor von jeher schlecht in der Besoldung, so stand er natürlich um fünfzig Prozent schlechter in der Pension. Eben so natürlich handelte es sich daher gar ernsthaft um Christophs akademisches Seyn oder Nichtseyn.

Damals waren deutsche Professoren sehr honorarsüchtig. Hoffentlich sind sie's nicht mehr. Da-

mals also ließen sie sich nicht anfechten von Christophs milden Honigworten. Einige von den Herren, die noch obendrein merkten, daß der junge Studiosus mit allzuschmalem Gepäck sein Gymnasium verlassen, riethen ihm barsch und bieder, sein Fortkommen auf andrem Wege zu suchen. — Dieses ließ sich indessen Christoph nicht gesagt seyn. „Ich will etwas Rechtes werden," schwor er sich noch einmal auf der Hungerbank zu: „darum zu den Waffen, und nicht verzagt und nicht nachgelassen!"

Wen sollte er für sich interessiren? Wen anders als die Weiber? die holden Fürsprecherinnen beim widerspenstigen Männergeschlecht, die Trösterinnen im Leiden, die barmherzigen Speisewirthinnen für den Magen und das Gemüth! Christoph betrachtete sich im Spiegel. Er fand sich gar nicht so übel. Die Natur hatte ihn mit der brutalen Schönheit eines Fleischergesellen bedacht. Es gibt empfindsame Seelen, die dergleichen lieben. Christoph hielt sich daher über Wasser; nothdürftig zwar, aber es ging. Doch war Ueberfluß und

reiche Zukunft auch auf diesem Wege nicht zu erwarten.

„Hab' ich nicht gesellige Talente?“ fragte sich eines Abends der junge Mann: „bin ich nicht ein lebendig Liederbuch? blase ich nicht göttlich das Waldhorn auf einem Kamm? spiele ich nicht aus der Tasche, wenn auch ein bischen schlechter als Bosco? vermag ich nicht vierundzwanzig Biergläser zu traktiren, wie eine Harmonika?“

Einem so trefflich begabten Künstler, der noch obendrein verstand, die vierundzwanzig Biergläser nach allen Regeln zu leeren und nöthigenfalls seine Bewunderer unter den Tisch zu trinken, konnte es von nun an nicht fehlen. Seine Reputation wuchs wie eine Pyramide auf breitester Basis. Bald wurde von ihm in den besten Studentenzirkeln geredet. Bald durfte er nicht mehr ausbleiben, wo des Jünglings Freude und Lustbarkeit daheim war. Prinz Alberich hörte von dem possirlichen Kumpan und ließ ihn bei einer fröhlichen Abendmahlzeit arbeiten. Da sich in dem Spaßmacher auch noch diese und jene bessere Eigen-

schaft kund gab, namentlich eine gewisse Gemessenheit und Klugheit, die sich, wo nicht vom Spaß die Rede war, in geziemenden Schranken hielt, eroberte Seiler bald das dauernde Wohlwollen Alberichs und seines Bruders. Aus ihren Händen empfing er zum Behuf des Studirens namhafte Unterstützungen, aus ihrem Munde die tröstlichsten Verheißungen für die Zukunft. Prinz Alberich sprach davon, ihn dereinst in seiner Nähe zu beschäftigen, und der Posten eines Sekretärs bei dem seiner Zeit selbstständig werdenden Fürstensohn war dem Seiler so gut wie zugesagt. — „Ich bin lancirt,“ sagte Christoph selbstgefällig und ganz stille bei sich selbst: „ich werde, ich muß etwas Rechtes werden. Dabei bleibt's.“

Um diese Zeit trat Prinz Alberich seine Reise an. Christoph war täglich in Gesellschaft des Prinzen Ludwig. Wenn auch nicht dessen Vertrauter, war er doch Zeuge der meisten Handlungen desselben. Alberich schrieb seinem Bruder nicht einen Brief, worinnen er sich nicht nach dem „guten Seiler“ erkundigt hätte. Alles ging gut.

Auf einmal ging's mit dem Prinzen Ludwig nicht mehr gut. Irgend ein Ehrenhandel mit einem andern Studiosen aus fürstlichem Hause nahm eine bedenkliche Wendung für Alberichs Bruder. Es wurde ein Zweikampf beliebt, der böse Folgen hatte. — Eines Morgens — im Frühsommer, der Himmel war rein und blau, und der verlöschende Mond hing daran wie ein dünnes Wölkchen; die Vögel sangen, und von den Hecken blitzten so lustig die Rosen und das Gras funkelte herrlich grün, mit Perlen besprengt — eines Morgens also lag auf der grünen Erde unter dem blauen Himmel der arme Ludwig, und sein Blut floß in den perlenden Thau. Sein unglücklicher Gegner hatte zur Versöhnung ihm die Hand gereicht und auf schnellem Pferde sich entfernt; der Arzt untersuchte kopfschüttelnd die todesgefährliche Wunde. Da redete Ludwig, dessen Haupt in Seilers Schooße ruhte, zu demselben: „Es ist vorbei, mein Guter.“ — Seiler schrie erschrocken auf. — „Was ist da zu lamentiren?“ fragte der Prinz: „bin ich nicht deshalb hieher gekommen? Schöner

wäre freilich der Soldatentod gewesen, aber es sollte nicht seyn. Grüße den Bruder und sag' ihm, ich hätte ihn lieb gehabt bis zum letzten Athemzuge. Er soll den Eltern mich ersetzen und meiner gedenken. Als ein Erinnerungszeichen gib ihm eine Locke von meinem Haupt, und den getreuen Milord, der mir ein liebes Geschenk von seiner Hand gewesen. Indessen empfehle ich dir das gute Thier. Es soll dir vergolten werden, was du an ihm thust, der mir lieber gewesen, als tausend Menschen. Thue sein, was ich dir sage, Seiler." — Und während Christoph betheuerte, genauest Wort halten zu wollen, endete der Fürstensohn, auf ewig still werdend unterm blauen Himmel, der da lächelte, als sei er Zeuge einer glücklichen Vermählung. Mit dem Monde ging Ludwig von hinnen.

Der nachlässige Hofmeister, schon längst dem Seiler ein Splitter im Auge, mußte abreisen, um sich vor dem zornigen Vater des Gefallenen zu verantworten, und für seine Zukunft hätte ein Bettelmann nicht einen rothen Heller mehr gegeben.

Christoph aber blieb, nachdem er die Locke sammt Kondolenz dem reisenden Erbprinzen übersendet, auf der Universität zurück, und mit ihm der Jagdhund Milord: ein gutes, verträgliches Gemüth, das gerade nur die eine Leidenschaft kannte, die von der Natur ihm eingeimpft worden. Milords Leidenschaft war sein Beruf, was man von vielen Menschen nicht sagen kann. Zum Jagen geschaffen, liebte er diese Leibesübung über alles, und die Dressur, die vorläufige, hatte über seiner Jugend Ungestüm noch nicht Meister werden können. Aber Christoph predigte ihm Besonnenheit, und dieses plebejischen Hofmeisters Predigten schienen zu fruchten. Milord fing an, sich bürgerlich zu betragen, die adeliche Ungenirtheit abzulegen und seinen nunmehrigen Herrn zu fürchten, was, wie bekannt, aller Weisheit Anfang ist.

Indessen erhielt Seiler ein Schreiben des Erbprinzen, der ihm meldete, er werde erst in einem halben Jahre die Heimath wieder sehen. Christoph habe sich zuvörderst, sammt dem getreuen Milord nach dem Schlößchen Dornberg — ein Eigenthum

des Erbprinzen — zu begeben, daselbst sich zum Doktoriren vorzubereiten, und Alberichs Ankunft gelassen abzuwarten. „Unter uns bleibt's beim Alten!“ hatte der leutselige Prinz am Schlusse hinzugefügt.

Seiler fügte sich unverdrossen dem Gebot, dessen Ausführung ihm viele heitre Tage und eine noch hellere Zukunft versprach. „Eine Gottesgabe, die Muße, die mich in Dornberg erwartet!“ rief er sich ermunternd zu. — „Mit dem Doktoriren wollen wir uns nicht beeilen, Zeit, Mühe und Kosten fein sparen. Sind wir einmal Kabinetssekretär und Hofrath geworden, frägt kein Mensch nach dem Schultitel, und die erste beste Hochschule schenkt ihn uns devotissime!“ — Dann ging Christoph hin, das empfangene Reisegeld mit seinem Pflegvater-Pensionär zu theilen, und sich somit bei allen Leuten in den Kredit der Dankbarkeit zu setzen. Einem Dankbaren traut man im Guten viel, ja so ziemlich alles zu, und man mag in dem Stück Recht haben. Also hatte der spekulirende Seiler doppelt Recht. Nun gings an die

weitern Vorbereitungen zur Reise. Dornberg war achtzehn Meilen von der Universitätsstadt entfernt. Dennoch beschloß Christoph, zu Fuße hinzugehen. — „Genieße,“ — sang er, sein Ränzel packend, „genieße noch den Reiz der Jugend! — Wie lange noch, und du wirst, an flinke Kaleschen und stolze Staatswägen gewöhnt, nicht mehr wissen, welche Lust eine Fußreise bietet!“

Zu guter letzt legte Seiler dem neugierig zuschauenden Milord sein Wappenhalsband um, packte das Ränzel auf, und ging wohlgemuth seine Straße dahin. Ein paar Bekannte begleiteten ihn ein paar Meilen weit, und ahnten nicht, welche Plane ihr bescheidener Kumpan im Kopfe führte. Der Abschied war höchst prosaisch, Christophs Herz dagegen leicht, als er die Freunde im Rücken hatte. — „Gott befohlen, ihr guten Leute und schlechte Musikanten! in dieser Welt seh'n wir uns nicht wieder! Handschuhmacher, Schneider und Philister, ihr nüchterne Gevattern, lebet wohl!“

Milord freute sich der Fidelität seines Meisters. Das Reisen und die Art der Reise machten

ihm viel Vergnügen. Auch er sprang über den Philisterhorizont in ein neues Freiheitleben: zur Rechten wie ein Vogel die Hügel hinan und Reben und Kohl beschnüffelnd; zur Linken wie ein Taucher in die Tiefe des Thals, in das Bett des Stroms, und Enten und Gänse verfolgend. — Auf der ersten Mittagstation hatte Milord nur Sinn für seinen Appetit; im ersten Nachtquartier schlief er alsobald und beharrlich, der Strapaze ungewohnt. Aber am nächsten Tage kam wieder der Leichtsinn, der Muthwille, die Junkerlichkeit über ihn. In einem Dorfe rannte er ein Büblein um; auf einer Mühle brach er der Katze das Genick; in der Abendherberge verliebte er sich in eine ländliche Schöne, und war kaum mehr in Flur und Feld wieder aufzufinden, wohin er die gefällige Schöne verlockt hatte.

Seiler drohte ihm mit der Peitsche, mit der Kette — aber er drohte nur; dann schmeichelte er dem unterthänig wedelnden Hunde und gab ihm gute Bissen. Er wußte, daß ein Hund, von seinem Herrn geliebt, und dem Freund des Herrn

zugethan, eine herrlich vermittelnde Person vorzustellen im Stande ist. Christoph erwartete viel von dieser Hundeanhänglichkeit, und wollte sich dieselbe sichern. — Der Hund seinerseits dachte schmunzelnd: Patron getraut sich nicht, mich zu schlagen. Warum sollt' ich mir nicht ein mehreres erlauben? — Legte sich nieder, verschlief das Abenteuer, das fehlgeschlagene, mit der braunen Schönen, und träumte von Jagd und Federspiel, als hätte er gewußt, daß am andern Tage ein prachtvolles Revier sich ihnen, den Reisenden, aufthun würde.

Das Revier traf auch wirklich, müßig an der Straße stehend, mit den Wanderern zusammen. Im schönsten Herbstwetter hatte sich der grüne Forst stattlich aufgeputzt mit rothen und gelben Büschen, und zog sich in dichten Massen zu beiden Seiten des Weges hin. Kräftiger Wohlgeruch strömte von den Tannen aus. Ueber ihre am Berge hinragenden Wipfel rauschte der kühlende Luftzug, neckendes Vögelgeschrei durchbrach manchmal die Stille des Unterwaldes. Im Hoch-

walde, aber fern, klang zuweilen mit Doppelwiderhall die fleißige Holzart.

Das schwächlichste Menschenherz würde in solcher Umgebung kräftiger gepocht haben. Nun aber vollends das Herz eines edeln Jagdhundes? Freilich hatte dem die Nüstern weit aufreißenden Milord sein Führer bedeutet, es sei jetzo verbotene Zeit in den Forsten, und das Jagdreglement befehle den Hunden, bei schwerer Strafe, sich ruhig zu verhalten und dem Wildstand keine Unruhe zu verursachen. — Sei klug, Milord, hatte Christoph hinzugesetzt, sei klug und wandle vorsichtig in meinen Fußtapfen, oder ich müßte dich an das Kettlein legen und dich führen, was durchaus nicht plaisirlich weder für dich, noch für mich! — Milord, das intelligente Thier, hatte ungefähr verstanden, was Christoph meinte, und gedacht: der Gescheidtere gibt nach. — Schlich anfänglich gesenkten Haupts und Schweifs hinter Christoph her, ein Bild des ergebensten Gehorsams. Bald jedoch lockte der aus einem Gebüsch blitzende Schwingenschlag eines Vogels den Hund, stehen

zu bleiben, und verdutzt dem Gefieder nachzuschauen; bald verführte ihn irgend ein Luftstrom, der Aromatisches mit sich führte, daß er stehen blieb und herzhaft windete nach der Gegend, woher der Wildgeruch kam. Endlich versuchte Milord, aus dem Geleise des Herrn zu treten, und liebäugelte mit den rothen Beeren einer winzigen Stechpalme; dann glitt er leise leise ein bischen an dem Hügel in die Höhe, nach seiner Weise botanisirend, aber kaum von Christoph ein Auge verwendend. — Und wie Milord den Christoph einmal mit hängendem Kopfe und vor sich hin gestikulirenden Händen wandern sah, was ein Beweis, daß er in wichtige Gedanken versunken — in der That ging's ihm im Kopf herum, wie lauter Minister und Geheimeräthe und Ordenssterne — heisa, wer fangt mich? der Hund den Forst hinan, irgend einer Fährte nach, und ehe Christoph die Ausreißerei bemerkte, standen vor dem Stöberer zwei Rehe auf, und Milord ihnen nach mit lautem Gebell. — Eine verhängnißvolle Stunde!

Denn oben im Walde, hinter starken Buchen,

gelehnt an ein bemoostes Felsstück, stand ein gefährlicher Mann. Seine Züge verriethen Jugend, Offenherzigkeit und eine gute Natur, die aber für den Augenblick mit der ganzen Schöpfung grollte. Der Mann hielt in der Hand einen seit drei bis vier Tagen millionenmal durchlesenen, bekrittelten, verwünschten, vermaledeiten Brief; und der Brief lautete: „Mein lieber Anton! Du bist ein Narr „mit Deiner Werberei. Könntest Dir doch vorstellen, „daß ich mein Rickchen nimmermehr einem Jäger„burschen zur Frau geben werde. Ich werde näch„stens zum Oberförster avanciren. Verstanden? „Schlage Dir also die Possen aus dem Sinne. „Weil ich Dir also das Mädel nicht geben will, „nehme ich Dich auch nicht in meinen Dienst. „Bleibe in Gottesnamen bei Deinem Prinzipal. „Da Du mir jedoch als Lehrbursch seiner Zeit „Freude gemacht und auch mir das Leben so zu „sagen gerettet — weißt Du noch, Anno so und „so viel am 20. Dezember? so schicke ich Dir als „Andenken meinen Tayo. Erstens behalte ich die „Lady lieber; sie taugt besser; zweitens hat der

„Tayo meine Alte in's Bein gebissen, und dritt„tens frißt er mir zu viel. Gehabt Euch wohl „alle Zweie. — Schloß Hilpertstein; am 16. Ok„tober. Warberger, Förster.“

Tayo lag zu den Füßen des unglücklichen Anton und schien mit seinem Schicksal eben so wenig zufrieden, wie der Jägerbursche mit dem seinigen. Wenn nämlich Anton just daran dachte, daß Rickchens weiße Hände so oft Tayo's braungefleckten Pelz gestreichelt, so streichelte auch Anton den vom Liebchen gehätschelten Hund. Fiel ihm aber — dem Anton — plötzlich ein, wie sehr ihn der alte Warberger mit diesem leidigen Geschenke verhöhnt hatte, so setzte es Prügel ohne Zahl, die Tayo statt des bösen Försters aushalten mußte.

Gerade jetzo war's nicht geheuer zwischen Herrn und Hund. Unwirsch hatte Anton den Brief in den Sack geschoben, sah finster auf den Hund nieder und brummte: „Sieht mich die Bestie nicht an, als stehe ihr das helle Lachen auf dem Maul, und als wolle sie mich ausspotten wie einen

Narrn? Soll ich dich nicht aus dem ff durchhauen, du Unthier?"

Er nestelte an der ihm zur Seite hängenden Hundspeitsche und Tayo schauderte zusammen in bösen Ahnungen; aber auf einmal ließ Anton Peitsche und Kopf hängen, und seufzte: „Meine Gedanken sind unentschlossen und zerstreut, wie ein Rudel Hirsche, die im Walde auseinandersprengen nach allen Seiten! Ach, Liebe, wie thust du so weh!"

Nun wurde Anton melancholisch, setzte spielend den Fuß auf Tayo's Nacken, und sagte: „O Tayo, mein Hund, warum sind wir Beide nicht vornehme Leute geworden, die nach einem lumpigen Förster und Oberförster nichts zu fragen haben?" — Tayo machte trotz seiner demüthigen Lage ein gar skurriles Gesicht, als wolle er äußern, daß er für seine Person nicht verzweifle, ein großer Herr zu werden. — Indessen wandelte sich Anton's Melancholie in bittern waidmännischen Grimm. Er nahm sein Gewehr auf, fluchte ein bischen und murmelte: „So wollt' ich doch,

daß, wenn nicht der Warberger, doch ein Wilderer oder sonst ein Stück Vieh in der Nähe wäre, damit ich . . . .“

Und in diesem Augenblick schlug Mylord sein Jagdgebell auf, und kam auf der Färthe seines Wildes in gerader Richtung auf Anton zu. Der wilde Jäger ließ die Rehe vorübersausen. Mit satanischer Freude legte er auf den nachsetzenden Hund an. Seinem Tayo mit einem Zungenschlag Ruhe gebietend, drückte er los. Der Knall durchschütterte den Wald. Ihm folgte Schmerz und Todesgeheul. Der Barbar hatte nur zu gut getroffen.

Sobald Mylord seinen ersten Jagdruf gethan, hatte sich Christoph seinen vornehmen Träumen entrissen und gerufen und gepfiffen und gewettert, daß er vor sich selbst erschrak; aber sein Geschrei war eitel und erreichte nicht das Ohr des, von nobler Passion erfüllten Hundes. Als nun der Schuß fiel, als das Geheul des Verwundeten ausbrach, stand Seiler wie vom Donner getroffen da. Sein Schrecken wich indessen bald dem Eifer. Er

stürmte die Halde hinan, und — Verzweiflung macht geschwinde — bald befand er sich am Ort des Entsetzens. Auf einem kleinen lichten Fleck, zwischen Waldblumen und üppig sprossenden Gräsern, war Mylord dahingesunken. Sein tapferes Herz, von grobem Schrot durchbohrt, schlug seine letzten Schläge; aus der Wunde strömte das edle jagdgerechte Blut, mit stolzer Hingebung streckten sich seine Glieder, und seine Augen, im Erlöschen, versuchten noch mit denen des Führers zu reden. Was sie jedoch sagten, blieb undeutlich. Ob sie Rache oder Versöhnung predigten, wußte Christoph nicht. Auf seinen Wanderstab gestützt, Kummer und Mitgefühl in seinem Gesichte, sagte er mit dem Prinzen Karlos, der neben der Leiche seines Posa weint: „Hier liegen alle meine Reiche!“ — Seine hochfahrenden Pläne, waren sie nicht zerronnen wie Seifenblasen? Lag nicht die Gunst seines Herrn und fürstlichen Freundes vor ihm, zerschmettert und zerbrochen, in der Gestalt Mylords mit der bleichgewordenen Nase?

Aber die Trauer wich dem Grimm, dem gött-

lichen Zorn, als der Mörder frech aus dem Dickicht trat, hohnlachend sprechend zum Getödteten: „Wohl bekomm's!“ und zu dem Lebendigen: „Herr, Sie zahlen Strafe!“ — Christoph, der augenblicklich auf dem Wehrgehäng des Jägers das fürstlich Gaudia'sche Wappen erkannt hatte, stieg auf das hohe Pferd gerechter Entrüstung und niederdonnernder Autorität. Er rief den Jägerburschen an: „Was sagt Ihr da, abscheulicher Mensch? Was hindert mich, Euch durchzubläuen nach Verdienst?“

Kaltblütig versetzte Anton: „Ich habe noch einen Schuß in diesem Lauf, und mein Waidmesser an der Seite; das Durchbläuen werden Sie also wohl bleiben lassen. Und Sie werden mir Strafe zahlen, denn es ist die verbotene Zeit, und wenn der Hund dem Großmogol gehörte!“ — Worauf Christoph, immer heftiger und stolzer: „Nicht dem Mogol, aber Euerm Erbprinzen gehörte dieser Hund, und ich steh' Euch dafür, daß Euch der Teufel auf den Kopf fährt, so wahr ich geheimer Kabinetsrath seiner Hoheit bin!“ —

Während Seiler hinging, mit zitternden Hän-

den das Wappenhalsband Mylords loszumachen, und es dem Jäger hinhielt mit den Worten: „Seiner Hoheit einziger, höchst Dero Lieblingshund!“ wurde Anton blaß, wie des Ermordetrn Nase, und stotterte: „Jetzt steh' mir der Himmel bei! Da hab' ich etwas Schönes angerichtet!“

Um die Entmuthigung des freisamen Waidgesellen zu verstehen, möge man sich erinnern, daß zu jener Zeit Forstschulen noch nicht bestanden, daß der Forstbeamte mehr ein Jägersmann war, als heutzutage, daß der Forstkandidat mit dem gemeinen Dienst eines Jägerburschen, der bei seinem Prinzipal nicht selten Domestikendienste verrichten mußte, seine Laufbahn anzufangen hatte, und daß endlich jede Beförderung in der Jägerei gerade nur von dem bon plaisir des Fürsten abhing. Nimmt man ferner noch an, daß zu jener Zeit ein Menschenleben gar oft weniger galt, als das Leben eines fürstlichen Lieblingshundes, daß Anton um keinen Preis der Erde sich hätte entschließen mögen, sein Vaterland, das heißt sein geliebtes Rickchen, zu verlassen, um anderwärtig Dienste

zu suchen, — daß endlich drittens Anton noch am selbigen Morgen von seinem Prinzipal, dem Förster zu Waldangel, vernommen hatte, daß der regierende Fürst bedenklich, ohne Hoffnung des Aufkommens, darnieder liege, und schon Kuriere abgefertigt worden, den Erbprinzen schleunigst an seines Vaters Sterbelager zu berufen, so wird klar und deutlich, daß Anton, der arme Schelm, alles zu befürchten hatte.

Seiler, muthiger geworden durch des Jägers Bestürzung, fuhr ihn an: „Bereut Ihr jetzo Eure unsinnige That? Auf dem Weg nach Dornberg begriffen, werd' ich Eure Verruchtheit dort alsogleich anzeigen.“ — Das Halsband Mylords als ein kostbares Beweisstück in die Höhe hebend, wendete sich der vorgebliche Kabinetsrath der Straße zu. Dennoch war er nicht ein paar Schritte gegangen, so hatte ihn Anton wieder bei'm Fittig: nicht brutal, nicht drohend, aber milde, aber bittend und flehend um hohe Protektion.

Als nun der wieder ganz besonnen gewordene Seiler von dem Jägerburschen hörte, wovon er

bis jetzt noch keine Silbe gewußt: daß Prinz Alberich nahe daran sei, den Thron zu besteigen, faßte er plötzlich den Entschluß, sich auf irgend eine Weise mit dem bedrängten Jägersmann zu verständigen. Die Gefahr für ihn selbst war die dringendste, weil die Rückkehr Alberichs vor der Thüre, und Seiler war nicht geneigt, den Kampf mit dem Zufall so geschwinde aufzugeben. — Zerstreut über die kleine Ebene hinblickend, wo die Mordthat begangen worden, nur halb und halb horchend den Klagen und Entschuldigungen, die Anton herstammelte, faßte Christoph einen Hund in's Auge, der bedächtig im Kreise um den Todten herumschlich, und gleichsam mitleidig das Blut von seiner Wunde leckte. — „Wessen ist jener Hund?“ fragte Seiler mit heiter werdendem Gemüthe. — „Er gehört mein, gnädiger Herr Kabinetsrath.“ — „So, so; laßt ihn ein bischen in der Nähe besehen.“ — Anton rief seinem Tayo. Der Hund beeilte sich nicht zu gehorchen. — „Ihr habt ihn gewiß noch nicht lange?“ — „Erst seit ein paar Tagen.“ — „Wie weit ist Euer Wald=

angel von Dornberg entfernt, und hat man diesen Hund schon dort gesehen?" — „Dornberg liegt noch dritthalb Meilen von hier; ich habe von hier beinahe zwei Stunden nach Hause. Der Hund ist noch nie in Dornberg gewesen, ist auch zu Waldangel fremd. Kaum daß ihn mein Förster einmal gesehen, weil ich Tag für Tag im Holze liege, und vor spätem Abend nicht heimkehre." — „So, so; laßt uns den Hund näher betrachten."

Seiler examinirte den guten Tayo von allen Seiten. Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Milord war dem Tayo nicht abzusprechen. Die Farbe, die Flecken auf dem Fell, sogar die Zeichnung desselben war ungefähr die des gebliebenen Hundes. Aber Tayo war kleiner, untersetzt, weniger feinen Angesichts: Eine bäuerische Natur, verglichen mit dem noblen Anstand des Entseelten. Schlauheit lag in seinen Augen, obschon sein breites Lappenmaul viel Gutherzigkeit verrieth. Die Ruthe trug er hoch und prächtig, als wollte er mit dieser Zierde alle Mängel seines

Körpers in Schatten drängen. Auch seine Ohren waren untadelhaft.

Seiler schüttelte bald mit dem Kopf, bald nickte er zufrieden. Er ließ das prachtvolle Behänge Tayo's durch seine Finger gleiten, legte ihm Milords Wappenzierde um den Hals, und siehe, sie stand dem gemeinen Hunde vortrefflich, als wie angepaßt. — Seiler schaute den Anton mit durchdringendem Blick an, und sagte: „Ich will nicht Euer Verderben. Ihr bereut, was Ihr gethan, und — ich vergebe Euch. Damit ich jedoch den Zorn Seiner Durchlaucht — denn zornig ist der Erbprinz in hohem Grade — nicht auf meinen Nacken lade, müßt Ihr mir diesen Hund überlassen, und mir geloben, Euer Maul fein zu halten vor Jedermann und zu jeder Zeit.“

Der Jägerbursche wurde flammenroth vor lauter Vergnügen. „Von Herzen gern schenke ich Ihnen das Thier, gnädiger Herr,“ sagte er freudig: „seitdem ich's habe, ärgerts mich ohnehin mehr, als es mir Spaß macht und nützlich ist. Und schweigen will ich, Euer Gnaden, daß die

Schnecke, die auf diesem Blatte kriecht, eine Schwätzerin genannt werden soll, mit mir verglichen. Aber — was wollen Sie mit dem Hund anfangen?"

Mürrisch erwiederte Seiler, indem er Tayo an die Leine nahm: „Das ist meine Sache. Darum habt Ihr Euch nicht zu bekümmern. Merkt Euch nur zwei Dinge: Ich höre alles im Lande, und wer bei unserm Erbprinzen — bei unserm Fürsten, wird's bald heißen — schön Wetter oder Sturm macht, der bin ich. Geht heim; doch zuvor begrabt diesen von Euch gemordeten Hund. Ich will Euch beistehen. Sodann sagt Ihr daheim ganz einfach aus, daß Ihr aus Versehen Euern Hund erschossen. Darnach wird kein Hahn krähen. Von dem ganzen übrigen Verlauf laßt ja kein Wörtlein fallen. Wenn Ihr plaudert, so seid Ihr um den Dienst und alle Zukunft, haltet Ihr jedoch Euer Versprechen, zu schweigen, wie ein Mann, so könnt Ihr von heute in zwei Jahren bei mir in Gaudia ein Geschenk von zehn

blanken Dukaten abholen. Merkt Euch dieses alles und seyd klug.

Anton, dem ein Stein vom Herzen gefallen, gelobte, was von ihm begehrt wurde. Er begrub die Leiche flink und tief. Dann trennte er sich mit gerührtem Herzen und tiefer Dankbarkeit von dem großmüthigen Kabinetsrath. Dem Tayo streichelte er noch einmal den Rücken und entfernte sich dann hastig, Rickchens und der vergangenen Zeit gedenkend.

Tayo wandelte phlegmatisch mit seinem neuen Herrn fürbaß. Der schnelle Abschied von Anton hatte ihm durchaus keine Wehmuth verursacht. Der plebejische Schelm ging viel aufrechter und mit strammern Beinen als zuvor. Er schien eine Ahnung von dem bessern Loose zu haben, das ihn erwartete. Bei der nächsten Quelle, die vom Walde sprudelte, wusch Christoph seinem Begleiter Blut und Erde vom Maul, gab ihm einen Klaps hinter das linke Ohr und sprach feierlichst: „Von nun an Milord und nicht mehr anders! Bestie, verehre ferner, rath' ich dir, in meiner

Person deinen Beschützer. Ich bringe dich an den Hof, vierfüßiger Schurke; laß sehen, ob du mir dereinst vergelten wirst, wie gewöhnlich Schranzen dem vergelten, der sie beförderte auf den Gipfel der Macht.“ — Tayo-Milord erwiederte auf diese Anrede keine Silbe; er wird sein Theil dabei gedacht haben. Aber, was ihm in jenem Buchendunkel, während sein Herr ohnmächtige Wünsche in die Lüfte geseufzt, als eine großartige Ahnung den Busen geschwellt hatte, — es war in's Leben getreten: Tayo war ein Milord, ein großer Herr geworden.

2.

Kaum hatte Seiler das Schloß Dornberg betreten, und sein Beglaubigungsschreiben abgegeben, so geschah ihm wie dem neuen Milord: er wurde plötzlich groß, vornehm, insonders hochgeachtet. Der Inspektor promovirte ihn augenblicklich zum Doktor; Inspektors Familie, groß und

klein, schalt ihn einen gnädigen Herrn hin und her. Die Frau des Schloßhauptmanns brachte ihm einen Kaffee, wie er nur für den Fürsten gekocht werden wollte. Tochter Annchen präsentirte ihm einen Blumenstrauß mit dem Titel „Herr Rath;“ die minderen Kinder umgaukelten ihn wie den gestrengen Landesherrn oder standen ehrfurchtsvoll betrachtend, mit den Fingern in den Nasenlöchern oder im Munde, um ihn her. Dieses allgemeine Interesse zu steigern, ließ Seiler von Zeit zu Zeit ein halb verblümtes aber gewichtiges Wörtlein fallen, und so kam es ganz natürlich, daß er, als die Nacht einbrach, schon zum geheimen Kabinetssekretär einstimmig befördert worden war. Mit diesem Prädikat und mit dem neuesten Zeitungsblatt, das die größte Besorgniß für das Leben des Regenten ausdrückte, geleitete man ihn und den Lieblingshund des zukünftigen Fürsten in die, für beide bereiteten Gemächer. Diese lagen hoch oben, gleichsam schwebend über dem gemeinen Schloßpöbel, mit beneidenswerther Aussicht aus allen Fenstern, in noch beneidenswerthere Einsam=

keit. In einem Wandschrank dieser Gemächer hing eine alte grüne Jagduniform, die dem, jetzt schon mit dem Jenseits kapitulirenden Fürsten gehörte. Ein willkommener Fund für den klugen Christoph! In diesen weiten Rock gehüllt, herausgeputzt mit dem mächtigen dreieckigen Hut und der noch mächtigeren Zuchtpeitsche, begann er zur mitternächtlichen Stunde das dringende Geschäft, den plebejischen Milord zum Hofleben zu erziehen. Nicht die Hausbewohner, die in den untern Geschossen schliefen, fest und tief, wie nur gemeine Menschen zu schlafen pflegen, sondern vielleicht nur die Geister, die zu nächtlicher Weile um die Dächer und Zinnen alter Schlösser schweben, haben jemals von den Geheimnissen jener Nächte und von dem, was zwischen Seiler und seinem Zögling vorgefallen, Kunde erhalten. Eine Thatsache ist es jedoch, daß Milord nach einigen Wochen nichts weniger ausstehen konnte, als einen grünen Rock, und für nichts in der Welt mehr Vorliebe zeigte, als für den blauen Frack, den Seiler anlegte, wenn er seinem Schüler schmeicheln,

oder ihm das nöthige Futter geben wollte: eine Verrichtung, die er immer eigenhändig besorgte. Nun war aber, wie der Hofmeister recht gut wußte, die grüne Farbe bei dem Prinzen Alberich nicht sehr beliebt, und vorzugsweise kleidete sich der Prinz in Blau. Was sich später aus all' diesen Kombinationen ergab, hatte Seiler auf's scharfsinnigste im voraus berechnet.

Während dieser Wochen schritt die Zeit voran und erfüllte auf's zuvorkommendste Seilers Erwartungen. Der alte Fürst war richtig zu seinen Vätern versammelt worden; Prinz Alberich war gerade noch zur rechten Stunde angekommen, um seine Mutter in ihrem ersten herben Schmerz zu trösten. Der Adel, die Geistlichkeit, das Militär hatten dem neuen Regenten ihre Huldigung dargebracht; er war vom Volk wie ein Heiland empfangen worden. Denn mit der Gruft des verstorbenen Fürsten war ein langer böser Zeitabschnitt geschlossen, und von dem Nachfolger hoffte man eine neue goldne Aera eröffnet zu sehen. Die weiche schwärmerische Gemüthsart des jungen

Herrschers sollte ein Balsam seyn für die vielen Wunden, die des Vorfahren rauhe Hand dem Lande geschlagen. — Begreiflich, daß Alberich beim ersten Schritt auf den Thron eine Unzahl von Geschäften zu schlichten hatte; noch begreiflicher, daß er in dieser ersten Zeit des Drangs, des Flehens, des Begehrens nicht Muße fand, an Seiler und dessen stillbescheidne Zuneigung zu denken. Seiler war auch klug genug, zu warten, und nur ein einziger Brief von seiner Hand, unterthänige Empfindsamkeit und andächtigst ersterbende Ergebenheit athmend, ging nach der Residenz und vor die Augen des Herrschers als ein Bote von dem in Dornberg lebenden und schmachtenden Universitäts-Günstling.

Indessen verstrich ein Tag um den andern, und oftmals wurde dem guten Christoph bange und fürchtete er, von dem gewaltigen Jugendfreund vergessen zu seyn. — Dennoch tröstete er sich immerdar, indem er zu sich selber sagte: Was zagst du, alter Junge? Ist Alberichs Charakter dir nicht geläufig wie das Alphabet? Ist

zu denken, daß während einiger Monde, auf Reisen in der Fremde zugebracht, der edle Alberich ein Anderer geworden sey? Hat er nicht seinen Bruder unendlich geliebt? Bist nicht du, Christoph, der Einzige, der über Ludwigs traurigen Ausgang den betrübten Bruder aufzuklären vermag? Hast du nicht das letzte Pfand der Erinnerung an Ludwig in deinen Händen? — Wenn Seiler bei diesen Worten den fraglichen Hund ansah, wie derselbe schnarchend am Ofen lag, oder, auf gemeine Weise sich leckend, mitten in der Stube, so konnte er das Lachen kaum verhalten. „Bin doch neugierig, wie du deine Rolle bei Hofe spielen wirst?“ redete er oft den Milord an, und schien dieser ländlichen Hundenatur, der es so ziemlich an aller Gewandtheit fehlte, kein sonderliches Glück zu prophezeien. Milord jedoch kratzte sich gewöhnlich behaglich hinter den Ohren, gähnte seinen Hofmeister etwas unverschämt an und zwinkerte satirisch mit den Augen. — Wenn der gute Schelm dabei etwas dachte, so war es gewiß nur: „Wir wollen sehen, lieber Freund, welcher von

uns beiden seine Rolle am besten spielt?" — Dann stand in der Regel der Hund auf, machte dem Herrn ein langgestrecktes fideles Kompliment, schüttelte muthwillig den Kopf, daß das Behänge klatschte, und ging wieder in seinen Meditationswinkel zurück. —

Wer indessen in der Welt lang genug warten kann, wird alle seine Früchte reifen sehen. Endlich — es war auch hohe Zeit, denn sogar die Inspektorfamilie, die doch aus unerschütterlich Glaubenden bestand, fing an, mißtrauische Blicke auf den vergessenen und verlassenen Seiler zu werfen — endlich erschien zu Dornberg ein reitender Bote des Fürsten, und brachte die Nachricht, daß Seine Durchlaucht trotz Schneegestöber und glatteisigen Straßen binnen wenigen Stunden eintreffen werde, und hoffe, alles zu Ihrer Aufnahme und Verpflegung während einiger Tage bereit zu finden. Inspektor, Inspektorin und Annchen waren erschreckt und erfreut. Nach allen Seiten zerstreuten sich die Getreuen, um zu fegen, um zu betten, um zu heizen, um einzukaufen und beizu-

treiben, was nöthig schien. Seiler kleidete sich in Feiergewänder und striegelte triumphirend seinen Milord, bis derselbe glatt wie ein Aal war und glänzend wie ein Pfauenauge. Fett und glau waren in der guten Dornbergerperiode beide geworden: Herr und Hund.

Während dessen kam der bescheidene Küchenwagen des genügsamen Fürsten; dann in einfacher Kalesche ein Herr vom Bauwesen, mit Reißzeug und einem Koffer voll von Rissen. Er sollte Dornberg neumodisch-alterthümlich herstellen. Zuletzt erschien denn auch Seine Durchlaucht in Selbstperson, allein und schwermüthig sitzend in dem bequemen Wagen, vornauf einen Hausbedienten, hintenauf den Büchsenspanner, den kein Mensch auf Erden weniger brauchte, als eben Fürst Alberich. Er fand wenig Geschmack an der Jagd, am Scheibenschießen und dergleichen. Er war ein vorzugsweise friedlicher Herr.

Die Handvoll Leute, die den Gebieter auf seinem Schlosse zu empfangen hatten, war unter dem Thorweg versammelt. Natürlich prangte Sei-

ler in der ersten Reihe. Auch traf ihn wie billig der erste Strahl der Gnade. „Sieh da! freut mich, Sie zu sehen, Seiler!“ rief ihm Alberich entgegen: „endlich einmal ein Tag der Muße! Haben Sie Langeweile gehabt, Herr Kabinetssekretär?“

Da war's also heraus, das große Wort; da war sie herausgekommen, die große Quaterne, von der Christoph so lange geträumt! Und bestätigt war zur Stelle jede fantastische Behauptung, die er in die Ohren seiner bisherigen Hausgenossen geflüstert, und sein Glück stand nicht mehr auf thönernen Füßen! Mit unnachahmlich graziöser Demuth hob er seinen Fürsten aus dem Wagen, und genoß die Glückseligkeit, daß Seine Durchlaucht Ihren Arm in den seinigen legten, und auf ihn gestützt, sich in das Schloß bewegten.

Des versammelten Völkchens Respekt vor Seiler wuchs riesengroß in die Lüfte. Neidisch sah auf ihn der aus der Residenz gekommene Michel-Angelo; aber mit großen Augen der Hoffnung

betrachtete Aennchen den hochgeehrten Mann, der seit ein paar Wochen häufig mit ihr getändelt, ihren großen Fuß klein gefunden und honigsüße Keime galanter Verführung in ihr ländliches Herz gestreut hatte.

Im traulichen altmodischen Salon, vor dem angenehmen Kaminfeuer, öffnete endlich der Fürst nach so langem Schweigen seinen Mund der freundschaftlichen Vertraulichkeit. — „O, wie sehr beklage ich meine jetzige Stellung!“ hieß die Quintessenz seiner Reden: „ein fühlender, schlichter junger Mann, bin ich jetzo zu einem Maskenleben aller Tage verurtheilt. Kein Mensch um mich her, der es mit mir aufrichtig meint. Kalte Abgemessenheit, schlaue Berechnung, wohin ich nur die Augen wende! Ach, Seiler, wohin ist gegangen die schöne Zeit akademischer Jugend? Damals liebte ich die ganze Welt; in kurzer Zeit werd' ich sie hassen, und der einzige Mensch, der mich getröstet hätte, dessen Herz mein gehörte, so wie das meinige ganz sein war, — dieser Einzige — ist todt! — Erzählen Sie mir von meinem

Ludwig!" setzte, die feuchten Augen trocknend, Alberich hinzu.

Seiler gehorchte. Vorbereitet auf diese Leistung, führte er sie pathetisch durch, und hing nur an den Schluß seiner Mittheilung, gleichsam wie verloren, die tröstliche Versicherung, der Herr werde dennoch ein treues unendlich ergebenes Menschengemüth antreffen, und zwar in seiner nächsten Umgebung, wenn er nur geruhen wollte, sich darnach umzuschauen.

Worauf Alberich ungläubig den Kopf schüttelte, sich aber beruhigte. Gefaßt sprach er: „Ludwigs Locke, die Sie mir sendeten, ruht auf meiner Brust. Wo haben Sie das andere Andenken, das er mir hinterließ? den getreuen Milord?"

„Aha, jetzt gilts!" sagte sich Christoph ganz heimlich, entfernte sich mit tiefer Verbeugung, kam aber schnell mit dem Hunde zurück, der gar nicht wußte, welche bedeutende Lebensstunde für ihn geschlagen hatte. Dennoch machte er seine Sachen keck und brav. Er stand auf seinen vier Beinen männlich und gerade vor dem Herrn, und

musterte denselben mit unerschrockenem Auge. — „Komm' daher, mein alter Milord!" lockte ihn der Fürst. — Der Hund, der einen blauen Ueberrock und freundliche Mienen sah, näherte sich bescheiden, ließ sich hinter den Ohren krauen, nießte sehr anständig und — schwieg.

Seiler litt eine gelinde Feuerprobe; denn forschend ruhten Alberichs Auge auf dem Thiere. Der Fürst schien dasselbe von allen Seiten mit peinlicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Nach einer Weile sagte er kopfschüttelnd: „Milord kennt mich auch nicht im geringsten mehr. Wie doch einige Monate auf Menschen und Thiere einwirken können! Die grausam zerstörende Zeit! Jedoch — lieber Seiler, sollen wir's dem armen Schelm übel auslegen? Geht mir's doch beinahe ebenso mit ihm. Weiß Gott, wie's kömmt, aber ich hatte mir von Milord eine ganz andere Vorstellung gemacht. Das Bild, das ich von ihm in meinem Gedächtniß behalten, sah ganz anders aus. Ich dachte ihn mir als einen schlank und edelgebauten Hund, mit einem klugen und treuen Angesicht, mit sen-

timentalen Augen. Jetzo kömmt er mir ziemlich brutal und gemein vor. Er hat an Embonpoint zugenommen und zwar sehr stark; möglich, daß ich ihn deshalb kleiner finde. Aus seiner eleganten Schnauze ist ein breitlappiges Maul geworden, wenn ich nicht irre?"

„Das Wachsthum, Euer Durchlaucht," erwiederte Seiler von einem plötzlichen Hüsteln befallen — „Sie glauben nicht, welche Veränderungen . . . es ist auch dasselbe bei dem Menschen . . . manch' schönes Kind wächst sich unansehnlicher aus . . . ich darf schwören, daß es an mir nicht liegt, wenn . . . Euer Durchlaucht entschuldigen mein unziemliches Husten . . . es scheint, daß mich unter dem Schloßthore ein Katharr angegriffen . . . der Zugwind . . . die winterliche Luft . . . die Bewegung meines Gemüths, da ich meinen gnädigsten Herrn wiederzusehen das Glück hatte . . ."

„Ei, ei, mein Bester, welche Entschuldigung! Sie sprechen ja wie ein Hofschranze vom ersten Wasser, und ich bin doch hier, um jenes Schmeichler-

volk und seinen faden Komplimentenschwulst zu vergessen . . . ? Beruhigen Sie sich. Was aber diesen Milord angeht . . . in der That hat er, Ohren und Schweif ausgenommen, nicht das Ansehen eines hündischen Gentleman, und ich werde mit ihm daheim nicht viel Ehre einlegen. Was meinen Sie?"

„Hm, hm, . . . als ein Andenken an höchst Ihren Herrn Bruder . . . und endlich, Ihro Durchlaucht . . . sein Charakter, des Hundes Charakter . . . exzellent, auf Ehre! Unter rauher Hülle das beste Herz." — „Ich will's glauben," versetzte der Fürst kaltsinnig: „rufen Sie mir doch gefälligst den Büchsenspanner."

Seiler, der da merkte, was erfolgen würde, gab in Gedanken dem gepriesenen Milord seinen besten Segen zum bevorstehenden Knalleffekt. Jetzt mußte es biegen oder brechen.

Aber die Sachen gingen vortrefflich. Der Büchsenspanner erschien, der Hund knurrte leise. — „Nehmen Sie dieses Thier mit sich hinweg, Rudolph!" sagte der Fürst: „ich vertraue es Ihrer

Obhut und Sorgfalt an.“ — Der Hund, unbeweglich dasitzend, knurrte vernehmlicher und ließ von dem Büchsenspanner nicht ab mit verdächtig funkelnden Augen. Rudolph näherte sich gehorsam dem Hunde; Milord wies ihm die blanken, gefährlichen Zähne. Rudolph streckte unterthänigst nach ihm die Hand aus; Milord fuhr auf ihn los und zerriß ihm den grünen Aermel. Bestürzt sprang Rudolph zurück; Milord flüchtete sich zwischen die Beine des sitzenden Fürsten, legte familiär seine Vorderpfoten auf die Kniee desselben, gab noch familiärer dem Herrn einen breiten, saftigen Kuß auf die Wange, und seine Augen, bald drohende Blitze auf den Jäger schießend, bald empfindsam den Herrn anbettelnd, wie auch sein Knurren, grimmig gegen den Knecht, aber vertraulich und kindlich gegen den Gebieter, sagten deutlich zu dem Letztern: Bei dir bleibe ich im Leben und im Tode, und Verderben dem Schurken, der mich von dir reißen möchte!

Diesen Aeußerungen gegenüber spielte der Büchsenspanner eine alberne Figur. Seiler's Herz ging

jedoch auf, wie eine blühende Rose, da er aus dem Munde des Fürsten die Worte vernahm: „Sieh' doch, der Hund ist am Ende nicht so gemein und dumm, als ich glaubte. Diese Anhänglichkeit, wer hätte sie hinter diesem Thiere gesucht?“ So schmeichelt es auch dem verständigsten Manne, sich, gleichviel ob von Menschen oder von Thieren, geliebt zu sehen.

„Lassen Sie sich einen neuen Rock anmessen!“ sagte der Fürst, mit dem Hunde spielend, der seine besten Liebkosungen an ihn verschwendete: „Gehen Sie, Rudolph. Sie sehen, daß Milord nicht von mir lassen will.“

Von diesem Augenblicke an war Milord in Gnaden, und doppelt gut angesehen der gescheidte Seiler, der mit gut gespielter Verwunderung ausrief: „Wie erstaunenswerth, daß doch Alles, was Eure Durchlaucht umgibt, Ihnen zu eigen wird, mit Leib und Seele, und sich nicht trennen will von dero hochausgebildetem Menschlichkeitsgefühl.“ — Eine bombastische Phrase, die, wenn schon vom Fürsten belächelt, dennoch Eindruck auf ihn machte.

Am andern Tage drohte noch eine kleine Gefahr. Die Pfarrer, die Beamten, die Forstbedienten der Umgegend ließen sich beim Fürsten melden, demselben aufzuwarten. Unter dem Forstpersonal wurde auch der Förster von Waldangel genannt. Seiler, der einer möglichen Erkennungscene zwischen dem Förster und Milord vorbeugen wollte, erinnerte den Fürsten, daß der Hund etwa die Audienz durch seine Gegenwart stören würde, indem eine sonderbare Antipathie gegen den grünen Rock in dem Thiere vorwalte. Beifällig erwiederte der Fürst: „Sie sprechen weise, lieber Seiler. Dem guten Milord geht es wie mir selber; ich bin dem Jägerwesen nicht hold. Nehmen Sie ihn mit sich, den Milord. Aber bringen Sie ihn nach der Audienz alsogleich zu mir, denn mir fehlt etwas, wenn ich das Thier nicht bei mir habe. Sie hätten sehen sollen, wie freundlich wir die Nacht zusammen zubrachten. Milord entwickelt eine überraschende Vorliebe zu mir, und ich werde bald nicht ohne den guten Burschen seyn können.“ — Auf diese Weise verlief wirklich die Audienz ohne

üble Folgen, und Seilers Angesicht glänzte vom Schimmer der Zufriedenheit. — Die paar Tage, die der Fürst in Dornberg zubrachte, wurden ausgefüllt mit den Anordnungen zum Wiederaufbau des Schlosses, wobei Seiler ebenfalls seine Ansichten und Meinungen darlegen durfte, und mit allerlei Gesprächen, die der Fürst und sein Günstling unter vier Augen abhielten. Der Fürst gab sich darin hingebend und offen, wie es in der Residenz kaum hätte der Fall seyn können. Er machte Seilern mit seinem neu anzutretenden Wirkungskreise bekannt, ermahnte ihn, den Einflüsterungen, womit die mächtige Adelspartei sich an ihn drängen würde, kein Gehör zu geben, und sogar den Annäherungen, die vielleicht die Fürstin Mutter bei ihm versuchen möchte, nicht Folge zu leisten. „Ich liebe meine Mutter,“ sagte der Fürst, „und sie ist wahrhaftig eine treffliche Frau; aber ihre Begriffe und Vorurtheile sind die des vorigen Jahrhunderts. Von der strengen Vormundschaft meines seligen Herrn Vaters befreit, möchte sie gerne über mich eine gewisse Oberherrlichkeit aus-

üben. Schon hat sie mir zugemuthet, die Vorrechte der Noblesse glänzend wieder herzustellen; schon dringt sie darauf, daß ich mich vermähle, und ihre allzuzärtliche Fürsorge schlug mir schon der Bräute manche vor. Aber ich kann noch auf ihre Forderungen nicht eingehen: zuerst liegt mir ob, mein armes Volk glücklich zu machen; ist einmal dieses geschehen, so weit es in meinen schwachen Kräften steht, dann habe ich noch immer Zeit, an mein eigenes Glück zu denken. Die Aufgabe, mein Volk wiederum zu heben, seinen gesunkenen Muth zu beleben, wie auch seinen Glauben an mich lebendig zu machen, sollen Sie mir lösen helfen, lieber Seiler. Sie, der Fremde, also der Unbefangene in meinem Lande, aber von mir gekannt und geschätzt, sollen als meine rechte Hand zum Wohl meines Volkes walten. Daher — eben so gut, als ich mein Vertrauen allein in Sie setze, eben so gut sollen Sie auch nur mir allein angehören. Merken Sie sich, daß im politischen Leben das Schaukeln und Schwimmen nicht Stich hält, und daß allerdings die Linke wissen muß,

was die Rechte thut.“ — Seiler nahm diese Lehren mit den gewöhnlichen Betheuerungen hin, empfahl sich dagegen in den Schutz des Fürsten, wenn Neid und Verläumdung ihm, der rechten Hand, zu Leibe gehen würden, und einverstandner sind vielleicht noch niemals zwei Menschen in Gaudia angekommen, als nach Verlauf der kurzen Urlaubsfrist Fürst Alberich und sein Vertrauter.

3.

Seiler war in Gaudia lange der Löwe des Tages. Seine unvorhergesehene, vom Himmel gefallene Erscheinung wollte kaum aufhören, Sensation zu machen. Was bürgerlich war, vor allem, war von ihm entzückt: er war der erste Kabinetssekretär plebejischer Herkunft, den Gaudia jemals gesehen. — Die Adelspartei schien davon gar nicht affizirt zu seyn; sie dachte: Er wird schon einmal zu unserer Fahne schwören; ein vornehmerer Titel, das Prädikat „Von,“ ein Orden bringen in Menge wunderliche Veränderungen hervor! Nach und nach

ging's, wie der Fürst vorhergesagt: man näherte sich dem Sekretär und Freund des Gebieters; man suchte ihn zu überflügeln und einzuspinnen. — Die Fürstin Mutter war nicht die letzte, die's probirte. Ihren Zweck zu erreichen zwang sie sich sogar einmal, dem Sekretär zu sagen: „Es sollte mich freuen, wenn ich Ihn öfters sehe. Ich unterhalte mich gut mit Ihm!"

Aber Seiler horchte lange nicht auf die Lockungen der Vornehmen, auf die Avancen der fürstlichen Matrone. Er hielt an seinem erlauchten Freund, that, was er konnte, sich nützlich zu machen, und wenn er auch just nicht die glänzendsten Eigenschaften entwickelte, so meinte doch Alberich, so meinten doch die Leute, er fülle seinen Platz aus.

Da kam zum Unglück der glückliche Geburtstag des Fürsten heran, und dieses Fest brachte dem ehrgeizigen Werber nach Rang und Macht in der That den Titel eines Kabinetsraths, ein zwar bescheidenes aber nach viel aussehendes Ritterkreuzchen, und in Gaudia verlieh dazumal selbiges

Kreuzlein dem Träger den persönlichen Adel. — Oh! wie blähte sich Seiler daheim vor'm Spiegel, während er draußen den demüthigen, mit unverdienter Gnade beladenen Knecht spielte! — „Ich bin zur guten Stunde gekommen," sagte er sich selber geschmeichelt in den Bart. — Aber — ach! manche böse Stunde scheint uns eine gute! Und den Ehrgeizigen ist gegeben, nicht auf die Zeichen und Wunder zu achten, die ihnen Gefahr verkünden. So übersah auch Seiler, daß er, nach Hofe gehend, um sich zu bedanken, über seine Schwelle gestolpert war; so lächelte er nur leichtsinnig, als Milord, der ihm bis daher immer einige Anerkennung gezeigt hatte, ihm verdrießlich heute den Rücken drehte und sich ungnädig knurrend gegen ihn vermeldete. — Richtig: einige Tage später, unterm Schutz seiner neuen Beförderungen fand er Eingang bei einigen gefühlvollen Damen, die gescheidter waren, als er, und ihn nach und nach in die Nähe der Fürstin-Mutter zu bringen wußten. Seine Emanzipation hatte Seiler nun berauscht; die Dosis von Klugheit, die ihm Natur

gegeben, schien auf die Neige zu gehen. — Sein Fürst hätte vielleicht Scharfblick genug gehabt, des Günstlings schwankendes Treiben zu durchschauen und ihn zu warnen; allein zum Unglück ging gerade jetzo Alberich auf einmal seine ganz eigenen Wege. Er baute Dornberg neu auf, und war im Lauf des Sommers hingereist, um die Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Seiler, der ihn begleiten sollte, war just unpäßlich, und blieb daher zurück. Sein Zurückbleiben verhalf nun leider dem Fürsten zu einem andern Schloß, zu einem Luftschlosse nämlich. Wie sich dieses zutrug, folgt jetzo.

Seiler, wie gesagt, fehlte in Dornberg dem Fürsten. Daher mangelte dem Letztern alle Gesellschaft; daher fühlte sich Alberich allzueinsam im Schloß; und daher spazierte er, nur von Milord begleitet, einstmals über Berg und Thal, ein Flintchen auf der Schulter, um sich eine gewisse Haltung zu geben, nicht um dem Jagdteufel ein Opfer zu bringen. Als ein rüstiger Fußgänger verstieg er sich bald weit im Forste und auf den

Feldern der Ebene. Der Tag war herrlich; Alberich fühlte sich so frei; Milord, dem plötzlich einfiel, die Felder und Büsche jagdmäßig abzusuchen, machte dem Herrn so viele Freude! Auf einmal war der Mittag herangekommen, und Dornbergs Wartthurm in der Ferne versunken. Auf die Uhr sehend, rechnete Alberich aus, daß er nicht zur Tafelzeit daheim seyn könne. Irgendwo anders einen ländlichen Imbiß zu suchen, beschloß er frisch und keck, und suchte auf's Gerathewohl den Weg zu Menschenwohnungen. Doch gerieth er abermals in einen engen Waldpaß und überlegte zweifelnd, ob er hindurch zu schreiten oder den Berg zu ersteigen habe? — Da fällt sein Blick auf Milord, und mit Erstaunen sieht der Fürst, welch' ein wunderliches Leben in den Hund gefahren ist.

Anfänglich läuft das Thier, am Boden schnuppernd, in vielen Kreisen um den Platz; dann setzt es sich und windet nach der Thalöffnung hin; dann macht es einen Sprung, als wie voll Freuden; dann jauchzt es auf eine seltsame Weise und horcht dann wieder wedelnd in die Ferne. Noch

einmal roh und lang aufjauchzend springt Milord an dem Herrn in die Höhe, und scheint, ihn gutmüthig drängend mit fortreißen zu wollen. Endlich, die Nase fest am Boden, schießt er wie auf einer schnurgeraden Linie davon, und verwundert folgt ihm Alberich aus dem Thalkessel. Oben angelangt, sieht der Fürst gar nicht weit von ihm einen ziemlich hohen Giebel aus einem Bouquet von Bäumen ragen. Ein Hirschgeweih verziert den Giebel. Dem alten Hause zu rennt Milord und setzt sich von Zeit zu Zeit, den Herrn erwartend nieder, obschon ungeduldig anschlagend und winselnd; aber das Winseln bedeutet Freude. Endlich in vollem Lauf, die Fahne hoch, das Behäng im Winde schwimmend, greift Milord jappend aus, und fliegt wie ein Pfeil in den Hof des genannten Gebäudes. Im Nu ist er auch in der Hausthüre verschwunden. Immer neugieriger folgt ihm Alberich nach, steigt eine kurze Treppe hinan, öffnet ein alterthümliches Gemach, und sieht darinnen — von mancherlei Gebell und Gebrumme umlärmt, seinen Milord, der auf seine Weise mit

tölpischen Pfoten und jubelndem Geheul ein wunderschönes Frauenbild umarmt, das in der Fensternische sitzt, und ihrerseits ebenfalls mit großer Begeisterung den Milord beim Kopfe hat, und küßt und streichelt, und einmal über's andremal ausruft: „Ei, Tajo! Tajo! bist du denn noch am Leben? ach, du armer Tajo, sag' mir doch, wo kommst du her?"

Milord antwortete viel und mit großer Lebhaftigkeit, aber es war nicht deutlich, was er sagte. Ein Glück, daß ihm der Dolmetscher auf der Ferse nachkam. Beim Eintritt des Fremdlings schweigt einen Augenblick das Bellen und Jauchzen, und nur ein verdrießliches Gemurre läßt sich vom Ofen her vernehmen. Das Mädchen stößt mit Hast den freudigen Milord von sich, geht dem Eintretenden einige Schritte entgegen, wird bestürzt vor seinem Anblick, schlägt die Augen empor zu einem Bilde, das neben dem Spiegel hängt — ein Kupferstich, der den Fürsten Alberich vorstellt, und besser ihm ähnlich ist, als gewöhnlich mit Regentenbildern der Fall — und das

Mädchen wird blaß und dann roth und verneigt sich mit unnennbarer Verlegenheit und stammelt: „Eure Durchlaucht! ist es denn möglich, daß Eure Durchlaucht in unserer schlechten Hütte einkehren?“

Unschwer zu errathen, daß Alberich sich in Hilpertstein befindet, in der Wohnung des alten Försters Warberger, gegenüber dem reizenden Rieckchen, der Holdschaft des ungenirten Anton, und daß ein großes Geheimniß auf dem Punkt steht, an den Tag zu kommen: Milords eigentliche Herkunft. Der Förster war als Dienstverweser in ein fernes Revier geschickt worden; seine Frau befand sich zum Besuch bei einer kranken Verwandten, Alberich war mit dem Mädchen allein. Bald hatte er dem unbefangenen Rieckchen abgefragt, was ihre ländliche Unschuld ihm nicht verschweigen mochte. Wie Tajo in diesem Hause mit seiner Schwester Lady zugleich zur Welt gekommen, wie er aufgewachsen unter des Försters Zucht, und unterm Schirm von Rieckchens Gnade; wie er sich dann in Grobheit gegen die Frau vom Haus vergangen und hinweggegeben

worden trotz der Fürbitte Riekchens, an den Jägerburschen von Waldangel, — das alles erzählte das Mädchen ohne Arg, und sie erzählte wohl noch mehr. Nicht eine Viertelstunde saß der Fürst neben Rieckchen, und schon wußte er, welche zarte Bande sie mit dem verstoßenen Anton vereinigten, wie sich beide liebten, leider bis jetzo ohne Hoffnung. Nur von Zeit zu Zeit einander verstohlen sehend, und leidend in der rauhen Gegenwart, hatten sie doch fest an einander gehalten. Selbst nicht die Nachricht von dem Tode, den Tajo auf der Jagd von der Hand Anton's empfangen haben sollte, welchem Anton doch Riekchen ihren vierfüßigen Liebling auf die Seele gebunden, war vermögend gewesen, das stillglückselige Verhältniß der Liebenden zu stören. Aber noch immer beharrten die Aeltern auf ihrem Widerwillen gegen Anton, der Förster auf der Hoffnung zu einer Beförderung, die Mutter in der Erwartung eines vornehmern Schwiegersohns.

Während nun die holde Friederike der hungrigen Durchlaucht ein kleines Mahl aus dem Steg-

reif bereitete, während Alberich rüstig zulangte und sich berauschte, nicht im Weine, aber in der Schönheit seiner Nachbarin und in ihren nassen Augen, die so viel von Liebeskummer redeten und daneben bettelten um die Huld des Fürsten, sowohl für den Vater als für den Geliebten; — während der Fürst, verschweigend, auf welche Art Tajo in seinen Besitz gekommen, seiner Wirthin das vollkommenste Stillschweigen über seinen Besuch empfahl, und als einen Preis ihres Gehorsams eine gnädige Berücksichtigung der langen Dienste Warbergers verhieß, und eine ebensolche für den Jägerburschen Anton in Aussicht stellte, werfen wir einen Blick auf Milord's Treiben in seinen heimathlichen vier Pfählen.

Er hatte nachgelassen mit den Ausbrüchen seiner Dankbarkeit gegen die liebliche Pflegerin seiner Kindheit; er hatte nach einer andern Seite hin sein Herz gewendet. Lady, die schlanke, zarte Schöne, eine flüchtige Neigung seiner frühern Tage, nahm jetzo alle seine Gefühle in Anspruch. Man weiß, daß in hündischen Verhältnissen der Bruder kein

Bedenken trägt, mit der Schwester galant zu seyn. Was seltener ist — Lady und Milord erkannten sich wieder nach langer Trennung. Ei, wie schön nahmen sie ihre Spiele wieder da auf, wo sie dieselben gelassen hatten. Das war ein Herzen, ein Herumspringen, ein fröhliches Gerase durch alle Räume des Försterhauses! Milord, treuherzig und zutäppisch von Natur, verläugnete seine Sitten nicht; mehr als einmal schrie Milady auf, wenn der Herr Bruder ihr das Ohr zwickte, oder sie mit plumper Pfote tätschelte. Aber schnell nahm sie wieder mit der Koketterie ihres Geschlechts ihren höhern Standpunkt ein und zagend wedelte vor ihr Milord um Vergebung für seine Tölpelei, verduzt saß er vor ihr, wenn sie sich schmollend zurückzog und es bedurfte dann erst wieder eines leisen aufmunternden Winks von ihrer Seite, um den blöde gewordenen Galan wieder zu neuen Spielen, zu neuer Freudenjagd zu beleben. — Aber tief hinterm Ofen, gleichsam in einer dunkeln Höhle lag murrend und brummend der alte Rolla; seiner Zeit ein Hund von Ansehen und Gewicht,

jetzt vom Alter ergriffen und stumpf geworden für der Jugend Lust und Rührigkeit. Nein! der Zug des Herzens, von dem die Dichter singen, die Stimme des Bluts, von der die Naturphilosophen fabeln, — ein Mährchen, ein unglaubwürdiges Mährchen sind diese Regungen in der kalten Prosa des Lebens. Wer hätte geahnt, der alte Rolla sei der Vater, der leibliche Vater Milord's und Milady's? Da war kein Funke von Erinnerung, keine Spur von Gefühl. Aus Rolla's starren Zügen redete nicht die Liebe zu seinen Kindern, sondern nur der Verdruß des grämlichen alten Mannes. Sein Maul schnaubte nur Haß und ohnmächtigen Grimm, und die Augen dieses kahlwerdenden hagestolzigen Gesellen, oder besser, dieses milzsüchtigen Wittwers, denn Milords und Milady's Mutter schlummerte schon lang am Fuß des Lindenbaums im Hofe, dicht neben der Pferdeschwemme — seine Augen also funkelten nicht Vaterfreude und des Wiedersehens Entzücken, aber wohl die Lust, das neubeginnende Einverständniß der schönen Geschwisterseelen zu stören. — War's denn also ein Wunder, daß

Milord, im schönsten Tollen unterbrochen durch den grunzenden Vater, der grollend mit dem halben Leibe unter dem Ofen herausfuhr, seine Sohnspflichten ein wenig vergaß, und dem Alten mit Zahn und Klaue eine Schramme über die Nase versetzte, die denselben bewog, sich wieder zurückzuziehen und mit giftigem Herzen, aber seiner Ohnmacht sich bewußt, tout beau zu machen? — Leider aber störte dieses Familienintermezzo den Einklang des schönen Nachmittags. Milady zog sich trauernd unter das Kanapee zurück; Milord, etwas konfus, flüchtete sich zum Herrn und besann sich jetzt, daß er irdische Bedürfnisse habe, wie ein Anderer. Bettelnd bei Riekchen, bettelnd bei Alberich verschlang er hastig die Ueberbleibsel des einfachen Mahles und wohl bekam ihm diese Hast, weil der Fürst sich veranlaßt fand, die Sitzung schnell aufzubrechen. Gestanden muß es werden: Alberich hatte sich als ein leichtsinniger Schwimmer gar tief in die hellen Augenspiegel Riekchens versenkt, und mußte einen raschen Anlauf nehmen, um nicht darinnen unterzugehen.

„Es bleibt dabei,“ sagte der Fürst, Rieckchens Hände zärtlich drückend: „mein Dank für Ihre Bewirthung ist groß, aber unendlich wird er seyn, wenn Sie Wort halten und nicht ein Silbchen von meinem Besuch und dem, was wir geredet, verrathen. Dafür soll Ihre Zukunft, denk' ich, eine glückliche werden.“ — Nachdem er dieses gesprochen, schied er, und zwar, wie es schien, unlieber als sein Milord, den er doch an die Leine nehmen mußte, weil der arme Schelm gern Milady getröstet hätte, die ihm jämmerlich hinter der verschlossenen Thüre nachheulte. Um so zufriedener war der alte Rolla, der nicht mehr ein Aergerniß an der frivolen Lustbarkeit der jungen Leute zu nehmen hatte; am allerzufriedensten war das unschuldige Rieckchen. Freundlich lachend beguckte sie sich in ihrem Spiegel, tänzelte lustig hin und her, und sagte vielmals: „Ich muß ihm doch ein bischen gefallen haben, dem lieben, schönen Herrn! Was wird dereinst der Vater, was der Anton für Augen machen, wenn sie durch meine Protektion einmal etwas Rechtes werden? Ja, ja,“ setzte sie

hinzu, den Finger auf den Mund legend, um sich ihres Gelübdes zu erinnern: „Wer den Papst zum Vetter hat, mag leicht Kardinal werden.“

4.

Wenn die Liebe abnimmt, und dieses durch tausenderlei ungewöhnliche Sprödigkeiten und Vernachlässigungen bemerkbar macht — man glaubt's lange nicht, bis endlich die heillose Gewißheit dem Zweifler so nahe auf den Leib getreten, daß er sie nicht mehr läugnen kann, seinem Gefühl und seiner Eitelkeit zum Trotz. Dem klugen Seiler ging's nicht anders. Es wurde ihm zum Schrecken offenbar, daß Alberich kälter und immer kälter gegen ihn wurde, und daß das frühere Vertrauen einen gewaltigen Leck bekommen haben mußte. Umsonst studirte er nach dem Beweggrund; seine Weisheit langte nicht aus. Zudem — hätte er auch eine Erklärung des Fürsten brüskiren wollen, es wäre nicht angegangen. Seine Durchlaucht

waren gar nicht mehr zu haben. Unterm Vorwand des Bauens war der Fürst jede Woche in Dornberg zu finden, aber nicht in der Residenz, und als Seiler einmal sich unterstand, ihn dort aufzusuchen, unter irgend einem Vorwand, so wurde ihm die rauhe Anrede: „Was haben Sie hier zu schaffen? Scheeren Sie sich auf Ihren Posten zurück!“

Dieser Posten aber, wie unschmackhaft kam er jetzt dem ehrgeizigen Christoph vor? Der Fürst bekümmerte sich kaum mehr um die Regierungsgeschäfte. Seine Räthe schalteten, wie sie wollten, und hudelten den Kabinetsrath, den sie nicht ausstehen mochten, und der so gern Minister gewesen wäre! Das Volk fing wieder an zu klagen wie unter'm seligen Herrn, und an seiner Spitze klagte am meisten die Fürstin-Mutter, und Seiler schenkte immer mehr und mehr ihren Klagen Gehör. Die Verlassenen schließen sich so gern fest aneinander!

So war eben kein großes Gaudium in Gaudia, als eines Tags ein blasser Mensch mit verweinten Augen zum Kabinetsrath einschlich.

Kaum mehr zu erkennen war der arme Jäger-bursche Anton. — „Ei, was führt Euch daher?“ redete ihn Seiler barsch an: „Wollt Ihr etwa Eure zehn Dukaten holen?“

„Nicht doch, gnädiger Herr,“ hieß es drüben: „ich soll ein Pferd für meinen Prinzeps mitnehmen, aber ein großer Kummer treibt mich zu Ihnen. Alle Dukaten der Welt könnten mich nicht in meinem Leid trösten. Mich verlangt nur nach dem Tode. Doch zuvor möchte ich von Ihnen einen guten Rath, und will mich Ihnen eröffnen, da wir ja ohnehin in einer gewissen heimlichen Verhandlung stehen, ich weiß selbst nicht, auf welch' eine Weise.“ —

Nun schüttete er sein Herz aus. Seit geraumer Zeit habe er gemerkt, daß seine Liebste, Rieckchen Warberger, gegen ihn zurückhaltend geworden. Dann habe er sie von fern in verstohlnem Zwiesprach mit einem schönen Herrn wandeln gesehen, hinter ihrer Aeltern Rücken. Er habe ihr aufgepaßt: zu seinem Entsetzen habe er, hinter einer Hecke verborgen, den Fürsten an ihrer Seite er-

kannt! — Er habe ihr nachgehends, da er sie allein angetroffen, die heftigsten Vorwürfe über ihren Leichtsinn und ihre Lieblosigkeit gemacht. Sie habe ihn mit Verdruß angehört, und ihm ernstlich gesagt, daß, wenn er nicht die Sache für sich behielte, und wagen sollte, ihren Eltern dieselbe auszuplaudern, sie veranstalten würde, daß er in seinem Leben nur ein armer Schlucker zu bleiben hätte. Er habe sich in's Wasser stürzen wollen; aber der Bach sei gerade allzuseicht gewesen. Zum Erschießen mangle ihm die Courage. — Indessen sei in der Umgegend schon die Sache ruchtbar geworden; man habe dieß und jenes gemunkelt. Er traue sich nicht mehr, dem Riekchen ein Wort zu sagen . . . . wahrscheinlich wisse auch seit kurzem der Förster selber um das Verhältniß seiner Tochter, und unbegreiflicherweise dulde er die geheime Liebelei des Mädchens. Was denn nur der Fürst denke, daß er mit einem gemeinen Mädchen sich abgebe und einem armen Burschen seine Liebe abspenstig mache? — Und was dem mehr.

Jetzo ging dem Kabinetsrath ein heißes Licht auf. — Nachdem er den Burschen brav ausgefragt und sich vergewissert, daß derselbe die Wahrheit in allen Stücken angegeben, schickte er ihn wieder heim, mit dem Bescheid, sich ruhig zu verhalten. Er würde schon von ihm, dem Kabinetsrath, hören. — So ging also Anton in Thränen und mit schwacher Hoffnung fort. Seiler wendete sich alsogleich an die Fürstin-Mutter und berichtete ihr die Sache brühwarm mit dem Versprechen, den Fürsten bei geschickter Gelegenheit am Gewissen fassen zu wollen, damit sich nicht das Aergste ereigne. — Das Aergste war ihm aber die mittelbare Herrschaft einer Geliebten, die seinen Einfluß neutralisiren und sein weiteres Emporkommen hindern möchte.

Die Fürstin, halbtodt vor Entrüstung, versprach, sich vor der Hand in die Sache nicht mischen zu wollen, aber sie hielt Wort, wie Frauen häufig thun; nämlich sie that gerade das Gegentheil, ohne daß Seiler in seinen Beängstigungen das nur von ferne ahnte. — Er wußte zwar,

daß Alberich plötzlich mitten in der Nacht zu Gaudia angekommen und in seinem Residenzschlosse abgestiegen; das war aber auch alles. Daß der Fürst voll von Mißmuth und in Zerwürfniß mit sich selber angelangt war, daß er die ganze übrige Nacht nicht ein Auge zugethan unter allerlei Kämpfen, — daß ihm am frühen Morgen seine durchlauchtige Mutter einen Besuch abgestattet, der ziemlich lange gedauert, und der etwas stürmisch gewesen, — daß Alberich sich alsdann mit feuerrothem Kopfe in seine innersten Gemächer zurückgezogen und erst gegen die Mittagsstunde mit beruhigtem Antlitz wieder daraus hervorgegangen — das wußte Seiler nicht; und darum klopfte ihm das Herz gleichsam, als ob's zum Turnier ginge, da ihn unverhofft der Fürst zum Schloß bescheiden ließ. Jetzo, dachte er, gilt's, freimüthig, ja ein Bischen unverschämt zu seyn. Der Fürst ist einer Festung zu vergleichen, die nur durch einen kühnen Handstreich genommen werden kann. Es hat schon bei größeren Herren große Minister gegeben, die sich zur rech-

ten Zeit kein Blatt vor den Mund nahmen, und eben dadurch den Gipfel der Ehren mit einem Ruck erreichten, und dem Kühnen steht das Glück bei!

Der Fürst empfing ihn einsilbig. Alberich saß bequem am Schreibtisch; den Kopf ein bischen melancholisch auf die Hand gestützt; zu seinen Füßen lag Milord, den Seiler jetzo schier beneidete. Aber Milord machte sich gar nichts aus dem Kabinetsrath; nicht ein Wedeln, leise wie der Wind, ließ auf eine frühere Bekanntschaft mit dem zagenden und dennoch frechgestimmten Günstling schließen.

„Setzen Sie sich,“ sagte nach einer langen Pause der Fürst, „und schreiben Sie eine Anweisung auf meine Privatkasse. Sechstausend Gulden, als ein Gnadengeschenk, das ich der Jungfer Friederike Wartberger in Hilpertsstein aussetze. — Nun, die Feder entfällt Ihrer Hand? Sie verfärben sich? Was geht mit Ihnen vor?“

Jetzt platzte die Bombe. Einen schönern Moment konnte Seiler zu erleben nicht hoffen. — Mit dem Anstand eines edeln Theatervaters aus

Eckhoffs Zeit, das Schnupftuch thränenbereit in der Hand, das Gesicht tragisch verzogen, hob Seiler an: „So ist denn wahr, was die tausendzüngige Fama schon umhertrug, und was ich für eine boshafte Verläumdung hielt? So will Ew. Durchlaucht dem Lande sich entziehen, und Höchst Ihre Schätze des Herzens und Ihrer Kassette an ein Frauenzimmer verschwenden, das Dero Gefühle mit heillosem Zauber umstrickte? O, so fließet dahin, meine Thränen und machet mich blind, daß ich dieses unselige erste Geschenk nicht auf das Papier tragen kann! Verdorre, Du meine Rechte, um des gleichen Zweckes willen! O, mein Fürst, mein Wohlthäter! Noch einmal hören Sie die Wahrheit aus meinem Munde. Wenn Sie diese Ihrer so unwürdige Verbindung nicht auflösen, wenn Sie nicht Gatte und Vater nach Dero Hausgesetz und nach fürstlichem Brauche werden wollen — o dann verzweifelt Ihr Volk, dann grämt sich Höchst Ihre äußerst ehrwürdige Frau Mutter fürstliche Durchlaucht zu Tode! Ihre Ehre, mein gnädigster Herr, ist das Juwel

des Landes, Ihrer Mutter größter Stolz, das Kleinod, das ich, den Sie einst Ihren Freund nannten, eifrig bewachen möchte! Ihre Ehre werde nie, o nie, o nimmermehr das Spielwerk einer intriganten Clique, die Ihr hochherziges Gemüth mißbraucht .... Ihre kostbaren Eigenschaften .... Ihre überfürstlichen Tugenden .... ach, der Thränenstrom verbietet mir, weiter zu reden ....“

Auf Alberichs Gesichte zuckten während dieser Tirade allerlei dämonische Fältchen hin und her. Als nun vollends Milord, sich aufrichtend, ganz laut und passend gähnte, war's beinahe um Alberichs Ernst geschehen. Dennoch hielt er an sich und versetzte gleichmüthig: „Sie wollen also die verlangte Anweisung nicht ausfertigen?“

„Nein, nein, o nicht in Zeit und Ewigkeit! Und wäre sie schon geschrieben, ja schon mit Dero höchsteigener Unterschrift vollzogen ... ich würde sie ... ja bei Gott, ich würde sie in die Flammen jenes Kamins werfen .... wenn sich schon Flammen darinnen befänden!“ setzte Seiler hinzu, sich

des schönen warmen Septembertags ein bischen spät erinnernd.

„Aha! nun errathe ich, was Sie möchten!" sprach wiederum der Fürst: „Sie möchten gern den Sully au petit pied spielen? Ich bezeuge Ihnen, daß Sie nach Ihren Kräften die Sache sehr annehmlich vorgestellt haben. Mir thut leid, daß Sie nicht die ganze jammernde Warbergerfamilie mit in Ihren Text aufgenommen haben, nämlich so, wie Iffland sie in seinen Jägern dargestellt hat: den ehrlichen, tiefempfindsamen Förster — der aber in unserer Komödie ein dickthuender Bramarbas — die getreue, fromme und kindlichweiche Försterin — die aber in der Wirklichkeit eine böse Rippe und ein Geizteufel — und daneben den leidenschaftlichen aber durchaus braven Anton — der, wie ich aus Riekchens Andeutung entnommen habe, ein guter, aber ziemlich dummer Teufel ist. — Ihre Rede wäre viel rührender gewesen, wenn Sie den Familienjammer hineingebracht hätten. Doch bin ich Ihnen auch für Ihre unvollkommenen Bestrebungen ver-

bunden, mein Lieber, und frage Sie, bevor wir scheiden, nur auf's freundschaftlichste, warum Sie mir Ihren Tadel nicht schenkten, da doch Sie allein meine unschuldige Neigung zu dem allerdings sehr schönen Riekchen veranlaßt haben?"

„Ich?" fragte zu Stein werdend der Kabinetsrath, den der fatale Zwischensatz — „bevor wir scheiden" — aus allen seinen Himmeln gestürzt hatte.

„Nun freilich. Haben Sie nicht diesen Tayo als einen Gentleman bei mir eingeschwärzt — der erste Betrug, den Sie sich gegen mich erlaubten — und hat nicht derselbe Tajo mich dem holden Riekchen zugeführt?"

Seiler wollte antworten, aber auf seinen Lippen erstarb das Wort. Er sah zum Bedauern bleich und elend. Dagegen fuhr Alberich unbarmherzig fort: „Sehen Sie wohl, mein Bester, wie undankbar die Leute werden, die man aus trivialen Verhältnissen zu Rang und Würden an den Hof befördert? Sehen Sie nur eben jetzt, wie Milord, der lächelnde Schurke, Ihnen, da er

Ihres Sturzes gewiß ist, auf einmal wieder entgegenkommt, wie er sich an Sie anschmiegt, und dergleichen thut, als wäre nicht Er es gewesen, der Ihnen die Falle stellte? — Komm heran, Milord, mache es nicht wie dieser Mann, der mich hinterging, und trotz seines falschen Pathos, noch in diesem Augenblick hintergeht, auf meine Schwäche, auf seine geheimen Verbindungen, die ich ihm verbot, rechnend, und der sich, wie ich erfahren, schmeichelte, zu meinem Minister emporzusteigen. Auch er konnte der schwülen Luft am Hofe nicht widerstehen, und wenn ich ihn von mir weise, wird ihm nur der gerechte Lohn seiner Umtriebe."

„Ihro Durchlaucht . . . !" flehte Seiler, weinerlich gebückt. Alberich machte jedoch eine fortweisende Geberde und gesenkten Hauptes schlich der ungeschickte Klügling der Thüre zu.

Aber das gute Herz Alberich's hielt nicht länger Stand. Zurück rief er den Gedemüthigten, und sagte zu ihm mit sanfter Stimme: „So Gott will, ist die Lektion hinlänglich wirksam gewesen.

Bleiben Sie auf Ihrem Posten, wie bisher, aber den Sully lassen Sie sich vergehen. Auch ohne Ihr Zuthun wird mein Volk nicht verzweifeln. Die Schwäche eines Augenblicks ist vorüber. Der Muttersorge zu liebe, reise ich morgen zur Brautschau.“

Seiler warf sich dankbar weinend vor dem Fürsten nieder. Dieser befahl ihm, aufzustehen, Milord knurrte den Knieenden an. Wie der Blitz war Seiler wiederum auf seinen Füßen und zu ihm sprach der Fürst: „Weil indessen Strafe seyn muß für jegliches Vergehen gegen die Majestät, so werden auch Sie morgen nach Hilpertstein abreisen und in meinem Namen Zeuge der Vermählung Riekchens mit ihrem Anton seyn. Als Geschenk überbringen Sie der Braut diese Anweisung, die Sie gefälligst jetzo schreiben wollen; ihrem Vater die Bestallung eines Oberförsters, und dem Anton die Ernennung zum Förster in Waldangel. Zugleich erinnern Sie Riekchen an ihr Versprechen, mir die schlanke Lady zu überlassen und führen Sie dieselbe säuberlich dem ver=

schmitzten Hofmann Milord zu, damit sie beide glücklich seien unter meinen Augen und ferne von dem unnatürlichen Vater Rolla!“

Was Alberich befohlen, geschah pünktlich. Er selbst vergaß bald das abenteuerliche Luftschloß, das er ein paar Wochen hindurch erobern hatte wollen. War Riekchens Tugend an dieser Entsagung schuld, oder der fürstlichen Mutter Zureden, oder des Fürsten eigene Ehrenhaftigkeit? — das hat Niemand so eigentlich erfahren. Wir glauben an diese drei Dinge, aber vor allem an des Fürsten hohes Zartgefühl, das ihn bei Zeiten abhielt, einen gefährlichen Roman zu spielen, der nimmermehr zum Guten hätte ausschlagen können.

Milord und Milady behaupteten sich mit Ehre an dem Hofe, und ihre Nachkommen alle nahmen in hohen und höchsten Häusern den ihnen gebührenden Platz ein.

Der Ring des Alarich.

1.

Am 29. November 1695 war in der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien ein großer Jubel, ein großes Vergnügen für alle Klassen des Volks, von der alleroberſten bis zur niedrigſten herab. Des Kaisers Majestät nicht weniger als des letzten Taglöhners Unterthänigkeit nahm herzlichen und fröhlichen Antheil an der allgemeinen Lustbarkeit. Ein portugiesischer Gesandter, der erste, der an kaiserlichem Hofe je gesehen worden, hielt, nach Ausgleichung der vieljährigen Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und dem emporgekommenen Hause Braganza, seinen Einzug in das alte Wien.

Kaum mit größerer Begeisterung waren zwölf Jahre zuvor die Helden empfangen worden, die das ungeheure Türkenheer zerstreut und die bedrängte Stadt, der Christenheit Vormauer, aus der höchsten Noth errettet hatten. — Der Einzug des Botschafters von Portugal befriedigte Leopolds Stolz und Hoheitsgefühl; er blendete aber auch durch niegesehene Pracht die Augen des Volkes. Kaum zu zählen waren die glänzenden Karossen und Sänften, die Menge der Pferde, die Schaaren der bewaffneten Garden und der Dienerschaft goldstrahlende Reihen. Aus der Mitte seiner Kavaliere und Hausbeamten leuchtete der Gesandte selber hervor, wie der blitzende Diamant aus matten Perlen und farbigen Edelsteinen. Er feierte an jenem Tage den Triumph seiner Eitelkeit und seines unsäglichen Reichthums. So war denn auch an jenem Tage alles glücklich: der Hof, die Gesandtschaft, das neugierige Volk der Wiener.

Der Botschafter war der Fürst Carl Joseph von Ligne, Marquis von Aronches; von Geburt ein Niederländer und nicht sehr reich. Doch hatte

ihm das Glück gelächelt: die Prinzessin Mariane, die einzige Tochter des ohne männliche Erben verstorbenen Marquis von Aronches, Sousa, Silva, Tarares und Miranda, war des Niederländers Gattin geworden und ihres Hauses riesenhaftes Vermögen sammt Titel und Ehren sein Eigenthum. Als ein freigebiger Weltmann bekannt, hatte den Prinzen von Ligne das Loos getroffen, seinen König am kaiserlichen Hofe würdig zu vertreten. Er war seiner Aufgabe völlig gewachsen. Obgleich er seine Gemahlin und seine beiden jungen Töchter vor der Hand in Portugal zurückgelassen, führte er dennoch einen Staat, wie kein anderer der Fürsten und Gesandten in Wien, und seine Freigebigkeit und Prachtliebe wurde alsogleich zum Sprichwort. Eine Goldquelle ohne Ende schien ihm eröffnet zu seyn; Golkonda's Schätzen schien er zu gebieten. Sein Haus war der Sammelplatz des höchsten Adels, seine Feste überboten an Zahl und Glanz des Kaisers Hofprunk. Seine Galanterie bezauberte die Damen, an seinem Spieltisch bereicherten sich die vornehmen Herren, an

seiner Tafel mästete sich ein Heer von Lebemännern und Schmarotzern und sangen ihm Lob und Dank. Er thronte als ein Gott über der hohen Gesellschaft; den Vergnüglingen war er ein lustiger Bruder, den Gelehrten ein hülfreicher Freund, den Armen ein rechter Wohlthäter. „Glücklich wie Aronches!" hieß es in Wien dazumal.

Dennoch — kaum waren sechs Monate verstrichen — kam auf der heitern Stirne des gepriesenen und beneideten Marquis eine Falte zum Vorschein, die ein geheimer Kummer, eine stille Sorge darauf gegraben. Nun war der Marquis freilich ein Herr, der sich selbst bemeistern konnte, wenn er vor den Leuten erschien. In dieser Kunst übertraf ihn nicht so leicht ein Mensch. Indessen vermochte er seinen schweren Mißmuth nicht so gänzlich zu verheimlichen, daß nicht sein Legationssekretär Alexander von Pigneiro etwas davon gemerkt hätte.

Dieser junge Mann war ein Ausbund von Vernunft und Besonnenheit, und verschwiegen wie das Grab. Wenn der Prinz von Ligne einen

Vertrauten hätte wählen mögen, wäre Niemand dazu geeigneter gewesen, als eben sein Gesandtschaftssekretär. Aber dem Marquis war das Vertrauen nicht wohlfeil abzukaufen. Die Stunde war zwar besonders günstig, in welcher der Sekretär einmal zu seinem Gebieter anhob: „Was ist, um der heiligen Mutter willen die Ursache, daß Ew. Excellenz so traurig und verstimmt einhergehen, sobald Niemand um die Wege, dem Sie Ihr Mißbehagen zu verheimlichen für gut finden? Ihnen und Ihrem Reichthum ist ja alles unterthänig. Ihr Ansehen ist unbegränzt. Von Körper sind Sie wohl und gesund. Nicht minder trefflich befinden sich Ew. Excellenz Gattin und Töchter, wie die neuesten Briefe aus Evora bezeugen. — Hätten Sie Heimweh nach Ihren Lieben? Wie gern würde Ihnen ein Urlaub bewilligt werden, um sie an Ihr Herz drücken zu können! — Ich bin äußerst besorgt um Sie, mein edler Herr. Wenn nicht besondere Rücksichten es Ihnen verbieten, so entdecken Sie mir Ihren Kummer. Wie Sie wissen, gehört nicht nur mein bischen guter

Rath, sondern mein Leben und alles, was ich habe, Ihnen als Eigenthum."

Der Marquis saß vor dem Sekretär in seinem Lehnstuhl, hatte die Arme verschränkt, den Kopf tief auf die Brust geneigt, und schien anfänglich nicht Willens zu seyn, eine entsprechende Antwort von sich zu geben. Nachdem er sich jedoch eine lange Weile besonnen, auch den Blick als wie verstohlen aber durchdringend auf den vor ihm stehenden Pigneiro geheftet, richtete er sich plötzlich auf, that den Deckel von einer kostbaren Kassette, die an seiner Seite stand, zeigte auf die darinnen liegenden antiken Münzen und Kleinodien und sagte: „Ihr wißt, Senhor, daß ich ein Liebhaber und Sammler von Alterthümern bin?"

Alexander verneigte sich, entgegnend: „Ew. Excellenz werden von den größten Gelehrten zu den eifrigsten Forschern in der Archäologie gezählt. Ihr Wissen ist groß, Ihr Geschmack untadelhaft und Ihre Mittel erlauben Ihnen zu diesem Zweck eine größere Freigebigkeit als manchem gekrönten Haupte."

„Nun seht,“ fuhr der Marquis geschmeichelt fort, „wie die unschuldigste Liebhaberei in Bekümmerniß ausarten kann. Jede Lust führt ihren Stachel mit sich. Ich muß, damit Ihr mich versteht, ein bischen weiter ausholen, und sage Euch, was, wohl zu merken, noch Niemand weiß, Niemand ferner wissen soll.“

Pigneiro betheuerte seine Verschwiegenheit und der Marquis ließ sich also vernehmen: „Der römische Kaiser Constantin hat seiner Zeit vom feinsten Golde einen Kelch machen lassen, den er dem hohen Altar zu Rom als ein Geschenk seiner frommen Huld weihte. Der Kaiser Julianus, der den Götzendienst wiederherzustellen begehrte, verwandelte mit freventlicher Hand genannten Kelch in ein Kleinod, das er einem Götzenbilde anhängte. Alarich, der Gothen König, fand bei der Erstürmung und Plünderung Roms in einer Kapelle wohlverborgen besagtes Götzenbild, entriß ihm das Kleinod und ließ sich daraus einen Ring fertigen, den er von Stund an trug und nicht mehr ablegte. Da er in Kalabrien zu sterben kam, und

in der Tiefe des Bisunto begraben werden sollte, zog Einer den Ring, den man für geweiht und gefei't hielt, von seinem Finger, und das Kleinod begann zu jener Frist eine Wanderung durch ganz Europa; so daß es zu verschiedenen Zeiten erlauchter Personen Eigenthum geworden ist. Es war derselbe Ring, den zu Astura der unglückliche Prinz Konradin von Schwaben einem Schiffer als Lohn, wenn derselbe ihm forthelfen würde, angeboten; den später vom Schaffot zu Neapel ein deutscher Edelmann aus Herzog Friedrichs Hand empfangen und der Familie des letztern als ein Vermächtniß und Angedenken heimgebracht. Kaiser Albrecht, der von seinem Neffen ermordet wurde, trug denselben Ring an seinem Finger, da ihn der Meuchelmord überraschte. Der nämliche Ring wurde an der Hand des Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, auf der Wahlstatt von Nancy gefunden und gerieth in die schweizerische Beute, ging von da an von Edelgeschlecht zu Edelgeschlecht des Schweizerlandes. — Schon lange war, diesen Ring einst zu Gesicht zu bekommen, meines Lebens

heiße Sehnsucht; ihn zu besitzen der schönste wunderliche Traum meiner Nächte. Nun ist mir das erstbenannte Glück geworden — ich habe ihn gesehen, sehe ihn noch alle Tage — aber, daß er nicht mein ist, — daß ich keine menschenmögliche Hoffnung habe, ihn zu erhalten, das ist mein Verdruß, das verbittert mein Leben. Ich dünke mich ein Bettler zu seyn, weil ich jenes unschätzbare Kleinod in anderm Besitz weiß. All' dieser Vorrath von Seltenheiten, den ich zur Hand habe, ist nur elende Waare gegen jenen Ring, der leider nimmer, nimmermehr mein eigen seyn wird. Da habt Ihr meines Mißmuths Grund und Ursache. Jetzo rathet, helft, wenn Ihr könnt?"

„Ew. Excellenz kennen den Ring ganz genau?"

„Genau. Leider ist sein Werth dem Besitzer wohlbekannt."

„Und derselbe — der Eigenthümer — ließe sich auf gar keine Weise den Ring feil machen?"

„Auf keine Weise. Er ist vermöglich, wenn auch nicht gerade reich, und hält mit Eigensinn darauf, den Ring zu behalten. Ich glaube sogar,

daß ein Aberglaube dieses Eigensinnes Wurzel ist. Der Besitzer hält den Ring für einen glückbringenden Talisman und läßt ihn nicht vom Finger."

Mit ernsthaftem Gesichte antwortete Pigneiro nach einer Pause:

„Ich denke, der Abergläubische wird seinen Wahn dereinst bitter bereuen. Ihnen aber, Excellenz, wünsche ich aufrichtig Glück zu Ihrem eingebildeten Unglück. Die Geschichte des Ringes, die Sie mir zum Besten gaben, ist schauerlich, und immerdar war dem Verderben geweiht, wer ihn besaß. Danken Ew. Excellenz dem Himmel, daß Ihnen das Kleinod nicht anheimfiel."

Der Marquis wollte mit spottender Miene etwas vorbringen, doch hielt er an sich, und sagte leichthin mit beurlaubendem Kopfnicken: „Ihr mögt recht haben, mein Herr. Ich danke Euch."

Der Legationssekretär zog sich zurück, und des Marquis Gesicht wurde alsobald unwirrscher als zuvor. Er hatte sein Herz nicht erleichtert, sondern nur gelüftet, und die Luft war zu der Glut getreten, die im Herzen gährte. Nun brach die

Glut in Flammen aus. — „Glück! Unglück! was wissen die fischblütigen Leute davon zu sagen?“ rief der Marquis in seiner Einsamkeit: „Wer von diesen Kumpanen weiß, wie es da innen aussieht?“ — Der Marquis klopfte dabei heftig auf seine Brust.

In der That hätte der vornehme, beneidete Herr in jenen Augenblicken ohne weiters mit seinem unbedeutendsten Diener getauscht, der aber unbefangen in den Tag hineinlebte, und zufrieden war, hatte er des Augenblicks dringendste Bedürfnisse gestillt.

Der arme Marquis hatte seinem so freundlich besorgten Sekretär bei weitem nicht all seinen Kummer entdeckt. Ein dreifaches Leiden nagte an seinem Leben, an seiner Seele. Nicht nur besaß er nicht den Ring, wonach seine Sammlergierde schmachtete, sondern er liebte daneben ein Weib, das bereit war, sich einem andern Glücklichern hinzugeben; und drittens endlich fehlte es ihm, dem angestaunten Krösus, in der dringendsten Noth, die einen Edelmann überfallen kann, am — Gelde.

Zehnfach peinlicher fiel dem Marquis die niederschmetternde Last seines Verdrusses, weil er seinen Grimm nicht gegen mehrere Personen zu wenden und folglich zu zersplittern hatte. Ein und derselbe Mensch war's, der dem Marquis dreifach unbequem geworden: der den Ring besaß; der die Gräfin Cicola heimführen wollte; der hunderttausend Thaler an den Marquis zu fordern hatte.

Die Gräfin, aus zweifelhaftem florentinischem Hause, aber begütert und von hoher Hand beschützt, war dem genußsüchtigen Aronches durch ihre Schönheit werth geworden. Damals war's nicht auffallend, wenn verheirathete Kavaliere außer ihrer Ehe einer Huldin opferten. Man wußte das allgemein nicht anders; man verlangte es sogar von einem reichen und freigebigen Seigneur. Wer sich nicht für Damen interessirte, galt nicht nur für kalt und unempfindlich, sondern für noch etwas schlimmeres; denn die Sitten an den Höfen, namentlich am französischen, spanischen und an den italienischen, waren im höchsten Grade verdorben. Ganz Wien hatte daher mit Gleichgültigkeit den

Huldigungen zugesehen, die Aronches der Gräfin Cicola darbrachte. Indessen ahnte keine Seele, daß der Marquis aufrichtig in die Dame verliebt sey. Er wurde es jedoch, weil der Mann, der ihm zum Possen den Ring des Alarich besaß, auch bei der Gräfin ihm in den Weg trat. Vergebens spendete Aronches die ungeheuersten Summen; umsonst verschwendete er nebst seinem Gelde alles, was er von Zärtlichkeit aufbringen mochte. Die Cicola trug standhaft des Nebenbuhlers Farben, und von ihrem bevorstehenden Ehebündniß wurde am Hofe und in der vornehmen Welt schon auf's bestimmteste geredet.

Der Marquis, um seinen Nebenbuhler in die Enge zu treiben, hatte es mit dem Spiel versucht. Er selbst war in allen Spielen Meister und hatte entschieden Glück. Darauf pochend verlockte er seinen Feind zur Karte, zu den Würfeln, zum Brettspiel, den Satz immer steigernd — und sein Rival, gegen den Marquis ein armer Mann, hielt dennoch beständig den höchsten Satz. Aronches dachte, ihm so viel abzugewinnen, daß er mit dem

Ringe des Alarich sich würde auslösen, von der Ehe mit der Cicola würde abstehen müssen. Aber das falsche Glück betrog den schlauen Aronches. Er selber verlor seine Baarschaft an den Feind, und blieb ihm auf Parole hunderttausend Thaler schuldig. „Ich werde morgen das Geld bei Ihnen abholen lassen;“ sagte der Graf von Hallweil kalt höflich, indem er den Stuhl zurückschob. — Aber der Marquis erwiederte, indem der erschöpfte Zustand seiner Kasse ihm einfiel: „Ich bitte um eine Frist von acht Tagen, Herr Graf. Binnen dieser Frist muß mein Kurier mit Wechseln eintreffen, und was ich habe, steht dann zu Ihren Diensten.“

„Sehr wohl, Excellenz. In acht Tagen denn;“ versetzte der unleidlich kalte Graf.

„Es versteht sich, mein Herr, daß Sie bis dahin über meinen Verlust und meine Schuld schweigen wollen?“

„Bis dahin ganz gewiß.“

Und er ging hin, der Glückliche mit dem Alarich-Ring, mit der schönen Braut, mit einem drohenden Recht auf Ehre und Vermögen des ver-

zweifelnden Marquis von Aronches. Und ein und zwei, drei, vier und fünf Tage gingen ebenfalls hin, und der Kurier kam nicht an und nicht ein geschriebenes Wörtchen, das Rechenschaft und Anzeige gegeben hätte von den erwarteten Wechseln.

In Folge seines ungeheuern Geldverbrauchs hatte Aronches seinen Kredit in Wien gänzlich erschöpft. Seinen Schmuck und seine Kleinodien zu verpfänden und der Welt auch nur einen Moment der Armuth zu gestehen, war der Marquis zu stolz. Auf des Gegners Diskretion durfte er nicht allzusehr rechnen, denn Hallweil kannte des Marquis schwache Seiten, und seine eigene Eitelkeit triumphirte gern vor der Welt. Die Lage des Gesandten war daher eine höchst bedrängte.

Man stand im hohen Sommer. Aronches ging zu Fuß aus, und zwar allein, um sich zu zerstreuen und seiner Grillen ledig zu werden. Ach, die schwarze Sorge, wie sie hinter dem Reiter im Sattel sitzt, also lief sie mit dem Marquis; und er achtete nur auf sie, nicht auf das Gedränge von Menschen, das ihn umgab, bis er aus dem

Gedränge war. In einer abgelegenen Straße, am Ende einer wenig bevölkerten Vorstadt, stellte sich ihm plötzlich ein verwegener Kerl quer in den Weg, und redete ihn auf italienisch an: „Gnädiger Herr, wenn Sie mir nicht aus meiner dringenden Noth helfen, so kostet's Einem das Leben: entweder entschließe ich mich, Hungers zu sterben — aber dazu bin ich noch viel zu jung; — oder ich bringe Sie um und raube Sie aus. Das könnte am leichtesten geschehen."

Aronches trat verwundert einen Schritt zurück, die Hand an den Degen legend; alsobald jedoch erinnerte er sich eines Zeitabschnitts in seinem frühern Leben, worinnen eben dasselbe verwegene Gesicht eine thätige Rolle gespielt. „Bernardo!" rief er den drohenden Bettler an: „Du wagst, in diesem Tone mit deinem ehemaligen Gebieter zu reden?" Nun war's an dem Italiener, zu staunen, sich zu besinnen, und wirklich nach kurzem Zögern küßte er demüthig des Marquis von Aronches Aermelaufschlag und antwortete zerknirrscht: „Vergeben Sie, mein Prinz, aber ich will nicht

selig werden, wenn ich Sie auf den ersten Blick erkannt habe, wie ich jetzt es thue, Ihr alter getreuer Diener!" — — —

Ungefähr eine Stunde nach dieser Begegnung kam der Marquis in seinen Pallast zurück, und war heiter und wohlgestimmt. Dem Sekretär sagte er im Vorübergehen: „Seht, mein Herr, was der Mensch ist. Vor kurzem noch so traurig, und jetzt so wohl getröstet!- Einem Bettler war es vorbehalten, mir ein großes Exempel der Genügsamkeit aufzustellen. Mein eingebildetes Leiden schwand wie Schnee an der Sonne vor der Standhaftigkeit, womit der arme Schlucker sein leider nur allzureelles Elend erträgt."

„Gott segne den Bettler und erhalte Euer Excellenz bei Frieden!" wünschte ihm Pigneiro entgegen.

Am nächsten Tage, nachdem Aronches seine Briefschaften eröffnet und gelesen, sagte er zu dem Grafen Hallweil, der sich in seiner Gesellschaft eingefunden: „Der Arzt will, daß ich mir morgen eine tüchtige Leibesbewegung mache. Begleiten Sie

mich auf die Jagd im Gesandtenrevier bei Gäblitz. Wenn wir Abends heimkehren, regulire ich mit Ihnen, und zwar mit bestem Dank, unsere Angelegenheit.“ — „Ich werde Ihnen aufwarten, Excellenz,“ entgegnete der Graf.

So kam der zehnte August, der St. Laurenzitag heran. Der Graf Hallweil stieg in seinen Wagen, um den Gesandten abzuholen. Der Zufall wollte, daß seine sonst so ruhigen Pferde sich auffallend unbändig bezeigten, und fast ein Unglück veranlaßt hätten. Der abergläubische Stallmeister des Grafen schüttelte bedenklich den Kopf. „Erlaucht sollten heute daheim bleiben;“ meinte er. Aber der Graf lachte, und fuhr bei Aronches mit schlagenden und sich bäumenden Gäulen vor.

„Liebster Freund,“ redete ihn der Marquis an: „ich traue mich nicht, mit Ihren Pferden zu fahren. Auch ist Ihre Karosse allzuschwer. Behelfen wir uns mit meiner kleinen Kalesche. Ihr Bedienter hat freilich darauf ebensowenig Platz als der meinige; doch können wir uns mit meinem Kutscher behelfen. Der Mensch ist ein Franzose

und kann mit Pferden trefflich umgehen; ein zuverlässiger Bursch in jeder Beziehung.“

Der Graf willigte ein, obgleich er sorglich gen Himmel schaute, an dem zur frühen Morgenstunde schon Wetter- und Regenwolken aufstiegen. — „Wir dürften in Euer Excellenz offenen Kalesche naß werden!“ bemerkte er. — „Ein Waidmann, und sich fürchten vor dem Regen?“ spottete Aronches und tätschelte dem Grafen lächelnd die Wange. Hallweil zuckte beschämt die Achseln, entsandte indessen seinen Wagen nach Hause, und die Jagdliebhaber fuhren ohne weitern Aufenthalt wohlgemuth dahin. — —

Frühroth und Wetterwolken halten in der Regel Wort. Gegen Mittag zog's dunkler und immer dunkler vom Wienerwald heran. Um drei Uhr hob ein abscheulicher Regenguß an, der bis in den späten Abend die kaiserliche Hauptstadt überschwemmte. — In dem Hause der Gräfin Rabutin war große Gesellschaft. Eine Menge von Wagen fuhr ab und zu. Die Windlichter konnten kaum in Brand erhalten werden, so strömte der Regen.

Das Unwetter war der Gegenstand des Gesprächs, welches diejenigen Besucher führten, die nicht schon hinter den Karten saßen. Die Frau vom Hause, die Schwester des Grafen von Hallweil und die Gräfin Cicola standen beisammen, und kritisirten das schnöde Gewitter. — „Mein armer Bruder dauert mich,“ sagte die Comtesse Hallweil: „der Wolkenbruch wird ihn auf der Jagd überrascht haben, und er verträgt die Nässe nicht gar gut.“ — „Es wäre ein rechtes Unglück, wenn er krank würde;“ bemerkte die Rabutin: „wie ich höre, ist morgen ein gar feierlicher Tag in seinem Leben?“ — Die letzteren Worte waren lächelnd zu der Cicola gesprochen, die sich anstellte, als wolle sie erröthen. — Statt ihrer antwortete die Schwester des Grafen mit gerümpfter Nase; denn sie war der Heirath mit der Cicola nicht günstig: „Ja doch, es sollte morgen die Verlöbniß stattfinden. Je nun: ein paar Tage hin, ein paar Tage her . . . ein kleiner Retard in Liebesaffären soll die Sentiments steigern, hab' ich gehört. Nicht wahr, liebe Cicola? — Doch thäte

mir's um den Bruder leid, wenn er sich verkühlen sollte . . ."

Die Cicola arbeitete mit dem Fächer und schlug die grimmigen Augen zu Boden. Comtesse Hallweil freute sich ihres tückischen Zungenstückleins; aus Gefälligkeit freute sich stummer Weise die Nabutin mit. — Indessen schrie der Lakai in den Saal: „Seine Excellenz, der Herr Ambassador von Portugal!"

„Ah, der Marquis! Ah, mein Bruder! ah, mein liebster Graf!" riefen die drei Damen und gingen, die Etiquette verletzend, ein paar Fensterlängen dem Aronches entgegen, in dessen Gefolge sie den Grafen Hallweil vermutheten. Der Marquis war jedoch allein, im vollen Staat. Er küßte den Damen die Fingerspitzen und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

„Wo haben Sie meinen Bruder Leopold gelassen?" fragte die Comtesse neugierig. — „Ma foi," entgegnete Aronches lächelnd: „er hat sich gegen mich einer Felonie schuldig gemacht. Nachdem wir unser Frühstück im Walde gehalten, und

nur zwei Schüsse gethan, die obendrein fehlten, fürchtete sich der Graf ganz ernstlich vor dem bösen Wetter, das uns drohte. Zufällig begegneten wir einem Kavalier, der in einer wohlverwahrten Kutsche saß. Hallweil kannte den Herrn, der ihn einlud, zu ihm zu sitzen und nach Baden zu fahren. Zu meiner Verwunderung nahm mein Jagdgefährte das Anerbieten an, und versprach, morgen am Abend wieder hier einzutreffen.“

„Morgen am Abend?“ unterbrach die Cicola, die sich vor Aerger verfärbte, und etwas leiser zu der Rabutin sagte: „Gerade Morgen, stellen Sie sich vor! Mir dergestalt zu manquiren! O gewiß hat wieder die werthe Familie etwas angezettelt!“

Die Hausfrau trat der Argwöhnischen auf den Fuß, damit sie schwieg. Die Comtesse hatte indessen den Marquis gefragt: „Wer war der Kavalier?“ — und zur Antwort erhalten: „Ich kenne ihn nicht. Ein stattlicher Mann mit blonder Perrücke und zimmetfarbigem Kleide, mit Seide gestickt. Seine Livree ist gelb, mit weißen Borten.“

„Graf Solari?" fragte die Neugierige weiter. — „Ich habe nochmals die Ehre, der gnädigen Comtesse zu versichern, daß ich den Herrn nicht kenne," entgegnete Aronches. „Doch muß ich gestehen," fuhr er hierauf fort, „daß Ihr Herr Bruder ganz vernünftig handelte. Er war kaum eine Viertelstunde weg, so hob das grimmige Wetter an, und hauste so fürchterlich, daß ich augenblicklich den Wald verlassen und nach Gäblitz flüchten mußte. Im Wirthshause borgte ich einen lodenen Mantel, und fuhr im dichten Regen in Gottesnamen heim; hatte auch noch das Vergnügen, einem armen Teufel, der nicht wußte, wie fortkommen, einen Dienst zu erweisen, indem ich ihn, hinten auf meiner Kalesche sitzend, mit nach Wien nahm. Er ist Ihr Landsmann, schöne Gräfin Cicola, und eben darum hätte ich ihm aus der Noth geholfen, wär's auch eine ärgere, die Hülfe eine aufopferndere gewesen."

„Ich danke dem Herrn für seine Galanterie," versetzte die Cicola trocken; „jedenfalls muß es eine sehr interessante Connaissance gewesen seyn,

die den Grafen Leopold bewegen konnte, nach Baden zu verreisen, um den morgigen Tag dort zuzubringen. Ich möchte wohl wissen, wem ich dafür meine Ringraziamenti auszusprechen habe?"

Aronches verbeugte sich, antwortend: „Sie geben mir ein Räthsel auf. Hätte ich gewußt, daß mein schlichter und einfältiger Bericht Aergerniß erregen würde, so hätte ich ihn hübsch bei mir behalten. Ihr ganz ergebener Sklave, schöne Damen. Erlauben Sie, beste Gräfin Rabutin, daß ich Sie zum Spieltisch führe?"

Hätte die Rabutin tausend Finger gehabt, sie hätte alle tausend dem von Brillanten funkelnden Aronches so geschwinde dargereicht, wie die fünf an ihrer linken Hand. Es galt für einen beneidenswerthen Vorzug, von dem überreichen Niederländer-Prinzen und portugiesischen Marquis geführt und courtoisirt zu werden. — An jenem Abend überbot sich Aronches in Leistungen lächelnder Geselligkeit, fröhlicher Hofmacherei. Wer hätte damals wohl ahnen können, daß jener Gesellschaftsabend sein letzter in Wien seyn würde?

Wie eine schlimme Krankheit oftmals mit der Luft über ein Land kommt, so kommt manchmal eine böse Sage in eine Stadt, und wird gleich allgemein, und man weiß nicht, von wem und von wannen sie ausgegangen. — Schon am eilften August sagte man sich in Wien allenthalben in die Ohren: mit dem Grafen Hallweil müsse etwas Besonderes vorgefallen seyn. Aronches ging ganz unbefangen umher, und ahnte wohl nichts von diesem Flüstern und Ohrgemurmel.

Am zwölften August befand sich der Marquis in der Suite der kaiserlichen Majestäten beim Gottesdienste in einer Klosterkirche der Hauptstadt. Er bemerkte wohl nicht, daß unter dem Korps der Gesandten wie unter den Hofherren eine sonderbare Kälte gegen den Ambassadeur von Portugal eingetreten zu seyn schien. Dem Sekretär Pigneiro entging diese eisige Zurückhaltung nicht. — Beim Nachhausegehen theilte er dem Marquis seine Wahrnehmung mit. — „Ihr träumtet wohl, mein Herr," fragte ihn Aronches mit höhnischer Ueberlegenheit. — Bescheiden erwiederte Pigneiro:

„Ich habe treffliche Augen. Ebenso gut, als ich dort an Ew. Excellenz Palast unsern sehnlich erwarteten Kurier mit Briefbeutel und verschlossener Tasche absteigen sah, — ebenso gut sah ich, wie man in der Kirche uns, wo es thunlich war, vereinzelt dastehen ließ.“

Der Kurier war wirklich angekommen. Er brachte einen Reichthum von Wechseln mit. Des Marquis Gesicht wurde von einer grellen Röthe überfahren. Mit sichtlicher Zerstreuung empfing er die Briefe aus der Heimath.

„Wäre ich dort, von wannen ihr kommt!“ hörte ihn Pigneiro während des Entsiegelns murmeln.

Der Kammerdiener meldete ihm Herren aus der Stadt, die schon eine gute Weile ihn erwartet. Aronches, zuvorkommend aus Gewohnheit, ging den Herren entgegen. Sie waren selbdritt: ein Bruder, ein Oheim, ein Schwager des Grafen Leopold von Hallweil. Ihre Haltung war ernst, ihre Blicke waren forschend auf den Marquis gerichtet. Aronches war auf den Besuch nicht vor-

bereitet, denn er fragte mit Verwunderung: „Was verschafft mir die Ehre . . . ?“

Der Oheim, als der älteste, trat hart an den Gesandten. „Haben Sie keine Nachrichten von meinem Neffen, Excellenz?“ fragte er scharf betont. — „Ich sage Ihnen, was ich weiß, was ich schon Ihrer Fräulein Nichte gesagt habe,“ gab Aronches zur Antwort und erzählte, wie bei der Rabutin.

„Mein Bruder Leopold ist gar nicht in Baden gesehen worden;“ hob nun der Bruder des Grafen an, und starrte mit angehaltenem Athem dem Marquis in das Weiße des Auges.

„Unmöglich!“ machte der Letztere.

Da ging dem Schwager des Grafen, einem Rittmeister von den Kürassieren, der Mund auf: „Ich bin selbst, da gestern Abend nicht der Graf, nicht eine Zeile von ihm bei den Seinigen eintraf, nach Baden geritten. Ich habe die ganze Stadt visitirt, verlassen Sie sich darauf, Excellenz. Keine Spur von seiner Anwesenheit. Ich war nicht allein. Ein Vetter des Grafen, ein junger Offi-

zier, der eben aus Böhmen eingetroffen, hat mich begleitet; er ist Zeuge, daß Niemand dort von Hallweil etwas weiß. Wie erklären Sie das, Excellenz?“

Aronches schaute den dringlichen Rittmeister mit großen Augen an, und erwiederte abgemessen: „Wie erklären Sie mir — so frage ich — den Ton, den sie sich unterfangen, gegen mich anzuschlagen? Beliebte Ihnen etwa, in meinem Hause, unterm Schirmbann meines Souveräns in muthwilliger Laune den Inquisitor zu spielen? Noch einmal frage ich in meinem Hause und als Stellvertreter Sr. Majestät des Königs von Portugal: „was haben Sie hier zu schaffen? Was sollen Ihre indirekten Fragen bedeuten? Was geht mich der Graf von Hallweil an? Bin ich sein Führer, und für ihn verantwortlich? Hoffen Sie nicht, mich hier die Rolle eines einzuschüchternden Schulknaben agiren zu lassen.“

Aronches zog die Glocke. Der Legationssekretär und die beiden andern Edelleute der Gesandtschaft traten ein. „Umgeben Sie mich, meine

Herren!" befahl Aronches: „die Trabanten des Hauses sollen unter Gewehr treten. Nun denn, meine edeln Grafen; ich bin zu Ihren Diensten. Erklären Sie sich, sprechen Sie aufrichtig, ohne Hinterhalt." —

Der Marquis imponirte seinen Besuchern; das merkte er wohl. Darum ließ der Kürassier von ihm ab, und der ältere und kältere Oheim nahm wieder das Wort, auseinandersetzend in langer Rede, daß in der ganzen Stadt über das räthselhafte Verschwinden des Grafen Leopold von Hallweil nur eine Stimme gehe. Man nehme an, daß ihm ein Unglück zugestoßen und daß der Marquis von Aronches darum wisse, wo nicht gar es veranlaßt habe. Die Gräfin Cicola, des Vermißten Braut, habe ganz unumwunden erklärt, daß Graf Leopold ihr am neunten August erst vertraut habe: wie ihm der Marquis eine sehr bedeutende Summe Geldes im Spiel schuldig geworden, und die Zusage geleistet, ihn am Abend des zehnten August zu bezahlen. Dieselbe Gräfin will auf die Wahrheit ihrer Aussage einen Eid

leisten, und unterstellt ohne weiteres, entweder: die beiden Herren hätten sich am zehnten August mit einander entzweit, und eine Rencontre mit bewaffneter Hand gehabt, wobei Graf Leopold unterlegen, oder aber: die Sache sei noch schlimmer und verdächtiger zugegangen, . . . das heißt . . .

Hier stockte der Sprecher. Aber Aronches ergänzte hochmüthig, frank und frei seine Rede:

„Das heißt, Herr Graf: Oder aber der Marquis habe den Grafen meuchelmörderisch um's Leben gebracht! Das wollten Sie doch auf gut deutsch sagen? Nun vernehmen Sie aber auch mein Ultimatum: Das Geschwätz einer ganzen Hauptstadt und die Verdächtigung eines rachsüchtigen Weibes haben bei mir ganz gleiches Gewicht. Ich verachte die Verläumdung, und warte getrost auf das Wiedererscheinen des Grafen, dessen eigene Worte meine Unschuld proklamiren werden. Für jetzo rede ich noch mit aller Geduld unterm Schutze des Wappens von Portugal, des Völkerrechts und der kaiserlichen Majestät, die ich

verehre. Allein, rechnen Sie darauf, meine Herren, daß ich — nach geführtem Beweis für meine Mackellosigkeit — schon einen Weg finden werde, auf dem ich, den Degen in der Faust, Genugthuung von meinen Verläumdern begehren werde, und wären ihrer eine Legion. Sie verstehen mich, und wollen mich jetzo gefälligst meinen Geschäften überlassen."

Die Herren sahen einander stutzig an. Der Rittmeister sagte endlich: „Wir gehen, Excellenz. Wir können noch warten, denn die Wahrheit steht vor der Thüre. Mein junger Waffenbruder ist in diesem Augenblick mit kaiserlichen Hofjägern im Revier von Gäblitz beschäftigt, eine Spur vom Leben oder vom Tode seines Vetters zu ermitteln. Morgen werden wir schon Näheres erfahren haben. Bis dahin leben Euer Excellenz wohl. Wir werden unsre Schuldigkeit zu thun wissen."

Die drei Hallweil'schen Blutsverwandten entfernten sich. — „Meinen Staatswagen!" befahl der Marquis ohne einen Zug seines Gesichts zu verändern. „Ich will nach Hofe und zu den Mi-

nistern. Das erbärmliche Lügen- und Schandgewebe will ich in Stücke reißen, ehe die Nacht kommt."

Der Gesandte hatte schon öfters nach der Tafel eine Audienz beim Kaiser erwirkt. Diesmal schlug es ihm fehl. Seine Majestät seien überaus beschäftigt; berichtete ihm der dienstthuende Kavalier. — „Morgen ist auch ein Tag," bemerkte Aronches.

Da er am kommenden Vormittag wiederum an der kaiserlichen Pforte demüthig klopfte, wurde ihm abermals nicht aufgethan. Diesmal hieß es: Seine Majestät wisse sich das Begehren des Aronches nicht zu deuten. — In aller Augen las zugleich der Marquis irgend eine ungeheuerliche Kunde. — Schnurstracks begab er sich zum Kanzler von Böhmen, dem einflußreichsten Staatsminister. Graf Kinsky ließ ihn vor und empfing ihn mit auffallender Kälte.

Kaum hatte Aronches angehoben, seine Beschwerden vorzutragen, als ihn der Kanzler unterbrach. — „Wissen Sie nicht die Neuigkeit, die

in diesem Augenblicke ganz Wien alarmirt? Des Grafen Vetter hat die Leiche seines Verwandten im Walde gefunden. Sie war nur obenhin in Gesträuch vergraben; eine Schaufel, die wahrscheinlich beim Stromregen des zehnten August nicht gebraucht werden konnte, lag neben der Leiche. Der Körper des armen Grafen war von zwei Pistolenschüssen und eben so vielen Messerstichen zerfetzt. Alle seine Pretiosen, deren er viele bei sich getragen, sind geraubt worden. In der nahen Umgegend ist ein Korb mit Ueberresten eines Jägerfrühstücks zum Vorschein gekommen, und zwar unter einem Baum, in dessen Aesten, wie eine Signalfahne, ein weißes Sacktuch flatterte; die Wurzelknorren des Baumes und der Boden umher waren mit Blut gefärbt. Der Regen hatte den Gräuel nicht abgewaschen. Also, Herr Marquis: ein Mord, ein Meuchelmord! die Kugeln schlugen von hinten in den Kopf und in die Brust des Gemordeten! ein feiger Meuchelmord!“

Aronches war wie vom Donner gerührt. Mit verfallener Stimme brachte er mühsam die Worte

heraus: „Excellenz werden einsehen, daß ich vor dieser grausamen Neuigkeit in den Tod erschrecken muß. Ich werde auf eine harte Probe gestellt, ich, der Einzige gegen tausend Ankläger. — Allein — wenn Ihro Majestät, der Kaiser, wenn mein Monarch und Ew. Excellenz es für gut finden, so lege ich gern meine Stelle nieder, um alsdann mit den Waffen in der Hand meine Ehre zu vertheidigen ....“

„O mein Herr Marquis,“ entgegnete der Minister bitter lächelnd, „Sie würden das ganze Land herauszufordern haben. Seine Stimme ist durchweg gegen Sie. Aber Ihnen droht ernstlichere Gefahr. Die Leiche des Ermordeten ist hereingebracht worden; die Familie will, um das Volk gegen Sie noch mehr in Harnisch zu bringen, den todten Körper öffentlich aussetzen lassen .... der Kaiser räth Ihnen, Ihr Haupt zu salviren. Wir werden das Völkerrecht so lange als möglich in Schutz nehmen. Für Ihr Haus und Ihr Gefolge stehe ich mit Wort und Leben ein. Ihre Person jedoch wäre vor der Hand auswärts

mehr in Sicherheit. Ueberlegen Sie geschwinde, entschließen Sie sich schnell; es ist Gefahr im Verzug."

Mit diesen Worten entfernte sich der Kanzler, den zermalmten Aronches sich selber überlassend. — Nach einer kleinen Weile ermannte sich der Marquis, schlug einen freien Blick gen Himmel, und sagte aus dem Hause gehend, zu sich selber: „Den Kampf mit Allen fechte ich nicht aus. Ein Kloster! ein Asyl! Dann wollen wir weiter sehen, was zu thun."

Daß er in seinen Wagen unverletzt hineinkam, war ein Mirakel. Ihn rettete der Umstand, daß die zahlreichen Volkshaufen in den Straßen Gruppenweise beisammen standen, um die Schreckenskunde zu hören und wieder zu hören, zu erzählen und wieder zu erzählen. Ein paarmal jedoch wurde der Marquis in seinem eiligstfahrenden Glaswagen erkannt. Weiber und Kinder schimpften ihm nach; die Männer schleuderten einige Steine nach der Kutsche. Keiner traf. Aber immer tobender machte sich der Sturm auf.

Innerhalb seines Pallasts angekommen, wechselte Aronches geschwind seine Kleider. „Ich gehe auf ein paar Tage zu den Trinitariern,“ sprach er zum Legationssekretär: haltet gut Haus indessen, mein Herr. Ich mache Euch für alles, was sich hier befindet, verantwortlich.“

„Sobald Sie nicht mehr im Hause, bürge ich für alles übrige;“ antwortete Pigneiro trocken.

Indessen, was ihm auf der Erde am liebsten war, vergaß Aronches auch nicht in dieser Stunde der Bedrängniß. Er nahm unter einem schlechten Mantel seine Kassette mit Münzen und Kuriositäten und sein Tagebuch, den einzigen Vertrauten seiner geheimsten Handlungen mit sich hinweg. Ehe er in der Abenddämmerung sich zur Hinterthüre mit einem spanischen Mönch davon machte, nahm er von seinen Edelleuten Abschied. — „Ich gehe, beschmutzt von der schändlichsten Verläumdung von hinnen,“ sagte er: „aber weiß als wie ein Schwan werde ich zurückkehren, und in diesem meinem Tagebuch wird einst die Welt lesen können, wie groß Unrecht mir geschehen ist.“

Ihm erwiederte Pigneiro bewegt und eindringlich: „Gebe Gott, daß Sie als ein unschuldiger Mann dereinst die Geschichte des zehnten Augusts in dieses Buch schreiben mögen. Das wird der größte Schatz seyn, den Sie Ihren Kindern, der größte Trost, den Sie Ihren getreuen Dienern hinterlassen können."

Ein paar Minuten nachher befand sich der Marquis schon im Ordenshaus der Trinitarier, das gar nicht weit von seinem Palaste gelegen.

Die höchste Zeit war's. Graf Kinsky hatte nicht übertrieben, da er von seinen Befürchtungen sprach. Ein gewaltiger Auflauf des Volks berannte mit einbrechender Dämmerung den Pallast des Botschafters von Portugal, und zertrümmerte die Fenster des Hauses mit Steinwürfen. Pigneiro mit seinen Gefährten, bewaffnet, waren entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Aber der Kaiser wachte. Auf seinen Befehl mußten die Rumormeister der Stadt das Volk auseinander treiben. Zwei Kompagnien erprobten Fußvolks sendete der Monarch zum Schutze des

Gesandtenhauses. Dennoch konnte geschehen, daß der Vetter des Grafen Leopold, jener junge kaiserliche Offizier, der vor kurzem von Prag eingetroffen war, und den Leichnam seines Verwandten an's Licht gebracht hatte, Mittel fand, in Aronches Haus zu dringen und gleich einem Wüthenden, Pistol und Pallasch in den Händen, den Marquis zu suchen, ihm den Tod androhend mit hitziger Stimme und Geberde. Pigneiro gerieth mit dem jungen Tollkopf in ernsthafte Händel, und in der Rauferei erhielt er eine nicht unbedeutende Wunde am Arm. Allein die herbeigekommenen Offiziere der Salvaguardia brachten mit Güte und Gewalt den jungen Hallweil hinweg, und der Kaiser sendete seinen eignen Leibarzt, um den edeln Portugiesen zu behandeln, welche Cur auch in kurzer Frist gar trefflich gelang.

Indessen fanden die spanischen Patres bei den Trinitariern, daß des Marquis Anwesenheit in ihrem Kloster demselben Schaden bringen könne. Des aufgehetzten Volkes Grimm schont am Ende nicht Kirche, nicht Asyl. Deshalb spedirten sie

noch in selbiger Nacht den Flüchtling von dannen. Im Ordenshabit und in Gesellschaft von zwei Mönchen desselben Ordens entkam er auf einer Landkutsche um die Mitternachtsstunde nach Hainburg. Dort wurde eine andere Straße eingeschlagen, nämlich die nach Wienerisch-Neustadt und Schottwien, woselbst der Paß nach Steiermark sich öffnet. An diesem Rettungsziel hätte beinahe das Mißgeschick des Marquis noch einmal die Oberhand genommen. Der kaiserliche Hauptmann in Schottwien, der schon vom Wiener Handel gehört, indem die Hallweil'sche Familie nach allen Seiten hin Verfolger und Boten gesendet hatte, wollte an den drei reisenden Trinitariern etwas Verdächtiges verspüren. Er hielt sie an, arrestirte sie, und schickte Bericht nach Wien. Der Kaiser, der entschlossen war, Alles daran zu setzen, um die Heiligkeit des Völker- und Gesandtenrechts aufrecht zu erhalten, gab augenblicklich die strengste Ordre, die Trinitarier ihres Weges ziehen zu lassen, und nach geraumer Zeit der Pein und Todesangst gelangte Aronches zur Freiheit und in

ein fremdes Land. In Oesterreich hätte er sich nicht mehr halten können, denn die Hallweil'sche Familie hatte geschworen, an ihm das Blut ihres Verwandten zu rächen, und würde ihrem Schwur nicht untreu gewesen seyn.

2.

Viele Jahre nach den Begebenheiten, die im ersten Abschnitt erzählt wurden, geschah es, daß ein Mönch von einem Mendikanten-Orden sich zu Venedig in einem ansehnlichen Pallaste einstellte, und zum Herrn des Hauses geführt zu werden verlangte. Dieser Pallast stand nicht gar zu weit von dem Palazzo Grimani, wo heutzutage das Postamt zu suchen. Der Inhaber oder Miether auf mehrere Jahre war der Graf Ribeira, portugiesischer Geschäftsträger bei der königlichen Republik Venedig. Der Graf, schon gewohnt, dann und wann von sammelnden Ordensleuten heimgesucht zu werden, trat dem zu ihm eintretenden Mönch mit der Börse in der Hand entgegen. Wie

verwunderte er sich, als eine etwas ungeduldig abwehrende Bewegung des Besuchers ihm zu verstehen gab, daß er sich über die Absichten desselben vollkommen getäuscht habe! „Was steht zu Ihrem Befehl, mein Vater?“ fragte gleichsam entschuldigend der Graf, und wies seinem Gast einen weichen Sessel an. — Auch diesen Sybaritensitz — einen sogenannten Poltrone — verschmähte der Mönch, und stellte sich demüthig, aber recht nahe und mit unruhig forschenden Augen dem Grafen gegenüber. — Nach ein paar Augenblicken verwunderlichen Stillschweigens sagte er: „Ich habe mich nicht betrogen. Endlich ist einer meiner sehnlichsten Wünsche erfüllt worden. Wenn schon Sie heute, Excellenz, einen andern Namen führen, als vor geraumer Zeit Sie in Wien gethan, so sind Sie dennoch derselbe Mann und hießen dazumal als einfacher Edelmann und Botschaftssekretär Alexander Pigneiro?“

„Ganz recht,“ erwiederte der Graf sehr ruhig: „erst seit kurzem hat mein König und Herr eine Grafenkrone auf mein Wappen gesetzt und mich

mit einem seiner trefflichsten Lebensnamen begnadigt. Kannten Sie mich in Wien, mein Vater?"

Der Mönch war eine wohlgenährte Figur mit beinahe ganz kahlem Kopfe, mit einem weißen Gesichte und blauen Augen, die etwas unstät hin und hergingen. Um seinen breiten Mund lag ein ganz besonderer Ausdruck; etwas befehlerisches oder rechthaberisches, das nicht vollkommen zu der übrigen demüthig gehaltenen Gestalt paßte. Dennoch schien Aufrichtigkeit aus seinen Zügen zu reden. Er stand etwa in den Vierzigen, hinkte am rechten Fuße merklich. Ueber seine Stirne und seine rechte Hand liefen tüchtige, wenn gleich wohlverwachsene Schrammen.

Nachdem Ribeira seinerseits im Gesichte des Geistlichen studirt hatte, sprach er langsam: „Wenn nicht Ihr Gewand mich irre machte, sollte ich Sie beinahe für einen Kavalier halten, mit dem ich einst hart zusammen gerathen bin?"

„Sie irren sich nicht," entgegnete der Mönch schnell: „ich komme, von meinem Gewissen getrieben, Ihnen eine schwere Beleidigung und Körper-

verletzung abzubitten, die ich Ihnen angethan. Ich war einst ein Graf Hallweil, Clemens Ferdinand, ein Lieutenant in dem böhmischen Regimente . . ."

. . . . „Aha!" unterbrach ihn der Graf und fuhr lächelnd, aber sauersüßlächelnd mit der Hand nach seiner Schulter: „Mein Wettervogel . . . .! So ist's denn doch wahr . . . . Sie sind die scharfe Klinge, die mich zu Wien etwas unsanft behandelte? Und Sie kommen . . . . um meine Vergebung zu erlangen . . . .? kommen in diesem Kleide . . . .? wir sind doch nicht im Carneval?"

„O nein, Excellenz;" versetzte der Mönch mit bitterm Ernst: „diese Kutte ist ein heiliges Kleid, und nicht der Pagliazzokittel eines spöttischen Frevlers. Zudem — Herr Graf — sind meine Jahre nicht mehr die des unbesonnenen Jünglings, der einem frechen Scherz nachläuft. O nein, o nein! Es ist ein kleiner Theil der Buße, die ich mir vorlängst auferlegt habe, den ich heute vollziehe, indem ich Sie ernstlich und auf meinen Knieen anflehe . . . ."

„Halten Sie ein!" fiel Ribeira ein, und hielt

den Pater, der zerknirscht zu seinen Füßen sinken wollte, von dieser Demüthigung ab: „Vergeben, verziehen .... vor zwanzig Jahren schon vergeben. Verzeihen aber Sie, daß ich nicht hinzugefügt: auch vergessen! Aber, wie ich sagte, der Wettervogel ist mir in der Achsel geblieben und erinnert mich zuweilen — ich schwör' es Ihnen zu, ganz ohne meinen Willen und mein Zuthun — an jenen heillosen Abend. Glauben Sie indessen ja, mein Vater, daß ich selbst damals — an der Wunde darniederliegend — Ihnen nicht von Herzen gezürnt habe. Was konnten Sie für Ihr stürmisch Temperament, das erregt war durch den unvorhergesehenen Tod Ihres Verwandten, und durch die Aufhetzung Ihrer sämmtlichen Blutsfreunde?“

„Der Mensch, der seinem Uebermuthe fröhnt, ist eine Bestie,“ bemerkte der Mönch traurig: „ich war ein unbändiger Bube von den Windeln auf. Das bischen Gute, das Natur und eine unvollendete Erziehung mir gegeben, ist schnell untergegangen oder verdunkelt gewesen in dem Pfuhl,

worein ich mich geworfen, der Stärke voll, des Dünkels voll, aller Erbärmlichkeit voll. Was für mich nur einigermaßen in jener betrübten Geschichte vorgebracht werden könnte, wäre der Umstand, daß mein Vetter Leopold mich mit eigener Aufopferung mehrere Jahre hindurch unterhalten, gekleidet, mit Roß und Waffen versehen; daß er es gewesen, der mich als Offizier untergebracht, der für mich sorgen wollte bis zu meiner Selbständigkeit. Mit ihm war mein Versorger, mein bester Freund und getreuester Rathgeber zu Grabe gegangen. Ich hatte ihn ausnehmend geliebt; die Dankbarkeit gegen ihn war mein einzig bischen Tugend. Ich übertrieb sie leider, wie alles andere im Leben, machte mich selber unglücklich ... von jenem Abend, da ich Sie zu verwunden das Unglück — nein, die Bosheit hatte, wich auf lange Zeit aller Segen von mir. — Bekehrte Sünder und alte Leute plaudern so gerne von der Zeit ihrer Thorheit und ihrer Jugend. Darf ich mir erlauben, Excellenz?"

„Ich bitte Sie darum. Nehmen Sie Platz."

Der Mönch setzte sich auf die harte Fensterbank im Vorsprug, der auf den großen Kanal hinausging, und überließ dem Grafen den weichen Sessel. Dann faltete er die Hände und sprach, dieselben gen Himmel hebend: „Wen Gott empfindlich züchtigen will, dem sendet er in's Haupt den Unverstand und zur Herzenspein ein böses Weib. — Sehen Sie: mit genauer Mühe hatte man vom Kaiser erhalten, daß er mich nicht vom Regiment jagen ließ; so schwer hatte ihn mein Exceß in Ihrem Gesandtschaftshause beleidigt — — so war ich schon vom Regen in die Traufe gerathen: in die Stricke nämlich der sogenannten Gräfin Cicola. Schön und blendend, eine verlassene Braut, schwärmerisch begeistert für den Ermordeten, laut und kühn Rache predigend gegen seinen Mörder, eroberte jene Wälsche alsogleich meine Einbildungskraft, das, was ich damals meinen Rittersinn nannte; kurz: mein Herz, meinen Kopf, meinen Arm . . . Alles! In dieser verderblich-schnellen Liebschaft wurde ich bestärkt durch die Mißbilligung aller übrigen Verwandten. Diesen

zum Hohn wurde ich der Cicola Knecht und Sklave. Die Verblendeten — so meinte ich damals — erkannten nicht die Perle, die sie mit Füßen traten. Ich wollte diesen Leuten zeigen, wie man Perlen fischt. Somit verlor ich die Gunst und Unterstützung meiner Onkel und Schwäger, die mir — nebenbei gesagt — ebenfalls nicht verzeihen konnten, daß mir Graf Leopold in einem viel früher bei Gelegenheit einer Reise entworfenen und nachher nicht abgeänderten Testamente ein gar reiches Legat ausgesetzt hatte. — Aber, was nicht minder wahr: die Perle fischte ich dennoch nicht. — Sie müsse Trauer tragen ein Jahr lang; war ihr erster Bescheid. Sie könne nur dem, der ihres seligen Bräutigams Tod an dessen Mörder gerächt, ihre Hand reichen; war ihre zweite Erklärung. — Was war zu thun? In einer Stunde der Raserei quittirte ich den Dienst des Kaisers und machte mich auf, den Marquis d'Aronches in der weiten Welt zu suchen. — Ein intrigantes Weib versetzt Berge in der Wirklichkeit. Ich legte meinen ganzen Reichthum in die Hände der Cicola

und machte mich mit dem Nöthigsten nur versehen auf den Weg. Ich suchte den Mörder in Italien."

„Mein Gott!" rief Ribeira: „wie mit Blindheit geschlagen waren Sie da! Wie konnten Sie nur so lange den Glauben hegen, daß der Marquis jenen Mord verübt habe? Noch heute möchte ich schwören, daß er unschuldig gewesen, und nur als ein Opfer einer teuflisch zusammenwirkenden Kabale unterlegen ist. Sie wissen unter anderm, daß ihm in Lissabon der Prozeß gemacht worden ist? Nun sehen Sie: er wurde von den Richtern, die sich vom Schein und Vorurtheil hatten bestechen lassen, zu den presidios in Afrika verurtheilt, wie auch zu einer Strafe von zweitausend Crusados. Aber bei der zweiten Untersuchung, die er hervorgerufen, sprach man ihn frei von aller Strafe, setzte ihn in seine Würden wieder ein, und lud ihn ein, bei Hofe wieder zu erscheinen." —

„Ach, das weiß ich nur zu wohl," fuhr der Mönch fort: „da ich in Italien alle Winkel nach ihm aussuchte, befand er sich eben in Portugal und

küßte seinem König die Hand am feierlichen Hoftag. Deshalb fand ich ihn nirgends vor meiner Klinge. In meinem Wahnsinn dachte ich, ihn zu Lissabon zu überfallen, ihn zu verfolgen nach Afrika, bis an's Ende der Welt! Diese Tollhäuslerplane meiner Perle mittheilend im heißesten Briefe, den je Liebesverrücktheit geschrieben, bat ich die edle Braut um schnelle Geldzusendung. Keine Antwort! Noch einen, zwei, drei Briefe schrieb ich. Es war, als hätt' ich sie in die Wüste fliegen lassen. Endlich eilte ich nach Wien. Was höre ich? die Dame meiner Wahl war mit meinem Vermögensrest verschwunden, und zwar, wie man bestimmt wußte, an der Hand eines meiner sogenannten Freunde, den ich aber dazumal für meinen besten Freund gehalten. O, wie war meine Narrheit belohnt! wie spottete meiner die Welt! Ohnmächtig, flügellahm, weil ohne Geld, mußte ich meine Wuth bemeistern, und um mein Fortkommen betteln. Ich fand eine Offiziersstelle im savoyischen Militär; eine karge Versorgung, aber doch ein Strohhalm für den Sinkenden. In der That kam ich auch

ein wenig empor aus dem Gewell und Strudel meiner Leidenschaften. Es gab zu thun, zu exerciren, zu marschiren, zu schlagen, zu sorgen, zu wachen. Der Ernst des Lebens und der Arbeit siegte über Laster und Frevelmuth. Ich wurde gesetzter, wurde sogar streng, denn meine Kompagnie duldete den deutschen Offizier nur mit einigem Verdruß. Um so mehr war zu verwundern, daß mir das ausgelassenste Subjekt meiner Schaar, seinen Kameraden zum Trotz, eine selbst im Soldatenstande seltene Hingebung zuwandte. Der Kerl, ein Ausbund von Frechheit in jeglicher Beziehung, war mir gehorsam, treu, zugethan und ganz vertraut. Auf dieses Nicolo gute Dienste konnte ich zu aller Zeit rechnen; er sah mir an den Augen ab, was ich wünschte, rapportirte mir die kleinen Komplotte, die in der Kompagnie gegen mich angesponnen wurden, und vereitelte sie. Im Feld that er alles, mir irgend eine Bequemlichkeit, einen Ueberfluß zu verschaffen; im Gefecht nahm er seinen Platz an meiner Seite. Mehreremale hatte ich seiner Warnung meines Lebens

Rettung, einmal sogar seiner Verwegenheit zu verdanken, da er mit zwei Franzosen zumal anband, um mir freie Hände zu machen. — Ich wußte nicht, womit ich es dem Nicolo angethan hatte, denn ich war gegen ihn so wenig nachsichtig, als gegen Andere. — Auf einmal war der Bursche weg; nicht todt, nicht gefangen; er war desertirt, obendrein zum Feind desertirt. Ich 'zerbrach mir in paar Tage lang den Kopf, um den Beweggrund zu ergrübeln, der den mir so anhänglichen Nicolo zu dem unziemlichen und unbegreiflichen Schritt veranlaßt haben mochte. Ich hatte indessen noch gar nichts herausgegrübelt, als der ungeschickte Kerl wiederum, in einem Scharmützel gefangen, in unsere Quartiere gebracht wurde. Mit seinem Leben war's nun vorbei; da war allerdings Pardon nicht zu erwarten. Nur von einem Mirakel oder einem ausbündig kühnen Streich konnte der Verbrecher Erlösung vom Galgen hoffen. Das erstere blieb indessen aus: — der zweite — ein Fluchtversuch von frechster Gattung schlug fehl. Nicolo merkte, daß seine Zeit unwiderruflich

gekommen. Eine Stunde bevor er zum Tode geführt wurde, ließ er mich bitten, ihn zu besuchen. Er dankte mir für alle Liebe und Strenge, so ich ihm erwiesen, erklärte mir, daß nur die Lust zur Veränderung ihn zum Feind hinübergeführt; daß er übrigens schon allen Potentaten der Erde gedient, und von einem jeden ausgerissen ...; dann gestand er, daß mit seinem wahren Namen er Bernardo Gamberi heiße, und von Mailand gebürtig sei, und daß er sich freue, mir ein paar erkleckliche Dienste geleistet zu haben — Sie werden nicht wissen, sagte er, warum ich Ihnen und gerade nur Ihnen ein guter, treuer Knecht gewesen bin? das hängt jedoch mit meinen Sünden zusammen und auch mit Ihrem Namen. Ich dachte, der Himmel würde gern sehen, wenn ich einen Grafen Hallweil wie mein Auge pflegte, da ich vor einigen Jahren einen andern Hallweil um's Leben habe bringen müssen. Das ist zu Wien vorgefallen und der Fürst von Ligne hat mich zum Mord bestellt."

Weil der Mönch hier mit Seufzen eine Pause

machte, sagte Ribeira ruhig: „Der schlechte Mensch hat Ihnen da etwas vorgelogen, weil er auf Ihre Leidenschaftlichkeit rechnete, und etwa einen Aufschub seiner Exekution zu erlangen vermeinte.“

Dagegen bemerkte der Mönch: „Wenn er diese letztere Absicht hatte, so wurde sie ihm schmählich vereitelt; denn man nahm sich gerade nur die Zeit, vor drei Obersten und dem Generalprofoß seine Erzählung vom Hergang des Verbrechens zu Protokoll zu bringen, und knüpfte ihn alsdann unverweilt auf. Er starb unverzagt; wie es schien, sogar erleichtert. Sein Bekenntniß bestand ungefähr aus Folgendem. In frühern Jahren hatte er schon einmal dem Prinzen von Ligne gedient, und war sein Allesmann bei verliebten Händeln und dergleichen gewesen. Der Trieb nach Veränderung hatte den lockern Diener damals überfallen, wie später auch noch manchmal; er verließ heimlich seinen Dienst, stahl seinem Herrn eine ansehnliche Summe und flüchtete sich nach Frankreich. Das Geld war schnell verschwendet; Bernardo nahm Kriegsdienst in Deuschland, in Dä-

nemark, in Preußen, in Oesterreich. Seinem Regiment in Ungarn war er eben entlaufen, als er zu Wien dem Marquis Aronches begegnete und von demselben erkannt wurde. Der Gesandte drohte ihm mit harter Strafe seines früheren Diebstahls und seiner allerneusten Desertion; schlug ihm indessen nach der Hand vor, die Sache fallen zu lassen und dem Bernardo ein namhaftes Geschenk zu machen, wenn er einen Mann umbringen würde, dessen Leben ihm, Aronches, eben unbequem sei. Der Landstreicher ging auf den Vorschlag gar zu gerne ein, und machte sich voraus nach Gäblitz, seinen Patron erwartend, der am andern Tage mit seinem Opfer eintraf. Bei'm ländlichen Frühstück im Walde auf der Erde sitzend, wurde mein Vetter von dem verdammten Mörder hinterrücks ermordet. Der Marquis und Bernardo schickten sich an, die Leiche zu verscharren; aber der ungestüme Regen hinderte sie daran. Am Abend fuhr Bernardo mit dem Marquis nach Wien, holte sein Präsent ab und verließ al-

sogleich die Stadt; hat seitdem den Marquis nicht mehr gesehen.“

Ribeira hörte nicht auf, zweifelnd den Kopf zu schütteln. — „Das klingt wie ein wohlersonnenes Mährchen,“ sagte er: „möglich vielleicht, daß der Bernardo den Mord an dem einzeln streifenden Hallweil verübt hat. Jedenfalls ist, nach meiner Ansicht, auf den Marquis kein gegründeter Verdacht zu werfen. Was in aller Welt sollte ihn bewogen haben, dem Leben seines Freundes nachzustellen? Nebenbuhlerei bei der Cicola? Ach, mein Vater; ich weiß nur zu genau, wie unbeständig Aronches in seinen Galanterien gewesen ist. Kopf und Herz wußten davon blutwenig. Oder etwa die Spielschuld, von der man in Wien so viel geredet und gefabelt hat? Vergessen Sie ja nicht, daß Aronches ungeheuer reich war, daß gerade in jenen Tagen ein Kurier wahre Schätze in Wechseln und Kreditbriefen ihm überbracht hatte. Glauben Sie, dem Verschwender Aronches sei so viel an fünfzig- oder hunderttausend Gul-

den gelegen gewesen, daß er sich bis zu einem elenden Meuchelmord herabgelassen hätte?“

„Wenn ich Ihnen aber sage,“ fiel der Mönch hitzig ein, „daß der Marquis noch mehr gethan, als dieses? daß er den armen Leopold nicht nur morden ließ, sondern ihn auch noch bestahl? — „Oho! warum nicht gar?“ rief der Portugiese aus. Der Mönch fuhr aber fort: „So ist es, trotz Ihrer Verwunderung. Der Graf trug Pretiosen und Geld, zusammen im Werth von etwa dreitausend Gulden bei sich. Diese ganze Beute überließ Aronches seinem Banditen, bis auf einen Ring, den ich selbst öfters an Leopolds Hand gesehen, und der um seiner plumpen, alterthümlichen Gestaltung gar leicht dem Beschauer auffiel. „Diesen Ring nehme ich, sagte der Marquis zum Bernardo: „der Ring ist mir mehr werth, als das Gold der ganzen Welt.“

Ribeira sank in seinen Sessel zurück, schlug die Hände zusammen, und rief, einer gewissen Unterhaltung mit dem Marquis in Wien eingedenk:

„Wäre es denn möglich? Hätte ihn der Teufel mit jenem Ring verblendet?"

Der Mönch ging in seinem Bericht weiter: „Bernardo's Aussage über diesen Punkt war für mich entscheidend, denn ich besann mich gleich, daß die Cicola in vertrauten Stunden öfters von demselben Ring gesprochen und bedauert hatte, nicht in dessen Besitz zu seyn, denn Leopold hatte ihr, wie sie behauptete, gar vielmals betheuert, der fragliche Ring sei ein Talisman und bringe ihm Glück auf Glück, seitdem er ihn an den Finger genommen. — Die Cicola hat wohl am Ende den Ring heftiger geliebt, als den Besitzer desselben! — Ich habe jetzo nur noch weniges zu sagen. Des Bernardo Geständniß machte mich plötzlich wieder toll und böse. In Ermanglung des Marquis, der für mich nicht habhaft war, raufte ich mit jedem, der mich nur krumm anschaute. Endlich führte der Unstern denjenigen guten Freund, mit dem die Cicola verschwunden und der sie schon längst verlassen, in meine Hände. Wir schlugen uns zu Pferde mit Säbel und Pistolen. Ich hieb

ihn vom Gaul, daß er auf dem Flecke starb. Doch schoß er zuvor, schon in den Bügeln schwankend, mein Roß nieder, und im Stürzen brach ich meinen Fuß. — Ich endete, wie Raufer gewöhnlich thun, mit Blut auf meinem Gewissen, mit lahmen Gliedern. Zum Kriegsdienst nicht mehr tauglich, war ich dem Verderben nahe. Gott hat meinen Leib, — und was noch mehr — meine Seele errettet. Er führte mich Schritt für Schritt, bis in mein Kloster und in dieses Gewand. Die Aufgabe meines Lebens ist nun Buße und Gutmachen; wenn eben noch etwas gut gemacht werden kann. Ich wanderte schon hierhin und dorthin, um bei ehemaligen Feinden und Gegnern um Vergebung zu flehen; und da meine Obern mich kürzlich nach Padua geschickt haben, und ich dort erfuhr, daß Sie zu Venedig verweilen, so wollte ich meine Bußpflicht nicht versäumen. Dergestalt kommt es, daß ich neben Ihnen sitzen und Ihnen die Hand reichen darf, die ich einst freventlich gegen Sie erhob."

Der Graf umarmte den Mönch liebevoll. Mit

tiefer Bewegung sagte er dann zu ihm: „Weil Sie, mein Vater, bereits das Schwerere überwunden, wird Ihnen wohl das Leichtere nicht Mühe machen. Wer da betet: Vergib mir die Schuld! ist gewiß bereit, dem Schuldiger zu vergeben?“

Der Mönch entgegnete: „Ich sollt' es meinen. Aus Erfahrung weiß ich's nicht. Wiewohl ich an der ganzen Welt Unrecht gethan, thaten doch nur wenige Unrecht an mir. — Die Cicola . . .! nun, ich bekenne, daß ich gar nicht weiß, ob ich ihr vergeben habe oder nicht. Aber, ich wünsche ihr auch gar nicht mehr im Leben zu begegnen . . . . und im Jenseits . . . .? ei, da sind wir ja rein von den Schlacken der Welt. Der Haß stirbt auf der Erde.“

„Und der Marquis von Aronches?“ fragte Ribeira auf einmal: „wenn Ihnen der Marquis hienieden noch begegnete? was würden sie thun?“

Eine heftige Röthe fuhr auf den Stirnnarben des Mönchs empor; seine Augen loderten unstät; aber es dauerte dieses nur einen Moment. — „Es ist schon so lange her;“ sagte er mit nieder-

geschlagenem Blick: „der Marquis lebt wohl längst nicht mehr. Ich hätte gewünscht, ihn doch nur einmal zu sehen. Ich habe ihn ja nie gekannt. Ich verfolgte ihn, als wie man einem unbekannten Schatten nachrennt. Ja, ja, ich wünschte, ihn gesehen zu haben; das wünsche ich noch. Was ich ihm gegenüber beginnen würde ... wer weiß das? Ich habe noch Blut, ein wildes Blut in diesen Adern, unter diesem frommen Gewande. Dennoch halte ich dafür, daß ich mich bezwingen könnte, eben dem Gewand zuliebe. Es bedürfte nicht meiner, um ihn unselig sterben zu machen. Mein Degen wäre zudem eine Wohlthat für ihn gewesen, der langsam auf dem glühenden Roste der Gewissenspein verschieden seyn mag. Haben Sie nichts von ihm vernommen? Wenn ich nicht irre, so hat er eine Zeit lang hier in Venedig gelebt?“

Ribeira seufzte tief, und zeigte über den Kanal: „Sehen Sie jenes Haus neben der türkischen Herberge? In jenem Haus hat der Marquis mehrere Jahre zugebracht, von jeglicher Gesellschaft

getrennt, nur allein beschäftigt mit seiner Sammlung von Münzen und Alterthümern. Seine Gattin hatte sich längst von ihm losgesagt, und ihr ganzes reiches Erbe zu Gunsten ihrer Person und ihrer Töchter in königlichen Schutz und Schirm gegeben. Dem Marquis blieb nur eine schwache Rente als der letzte Rest eines großen Vermögens, das er durch seine Verschwendungen schon bedeutend geschmälert hatte. Aber von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag sogar ging es immer schmäler bei dem Marquis her. Er fing an zu verhandeln, was er mit unerschwinglichen Kosten gesammelt hatte. Von Mäklern betrogen, von Gaunern geprellt, ging er unter. Eines Tages hat er das Haus verlassen, und ist nicht mehr dahin zurückgekehrt . . . .!" —

„Gewiß hat er den Tod gesucht!" sprach der Mönch finstern Angesichts: „der letzte Trost des Elends!"

„Wer weiß?" fragte Ribeira mit seltsamem Ausdruck. — Indessen trat ein Diener ein, und meldete, die Gondel Seiner Excellenz stehe bereit.

„Ich fahre zum Pallast des Dogen;“ sagte Ribeira zu seinem Besucher: „darf ich Sie an der Piazzetta an's Land setzen, mein Vater?“ — „Ich werde Ihnen verbunden seyn, Excellenz. Ich habe auf der Riva der Sclavonier einen kleinen Auftrag für einen Freund im Kloster zu bestellen. Der Buchhändler Todero — ein Buchhändler in freier Luft, soll eine Ausgabe des Cicero zum Verkauf ausgestellt haben, wonach mein Freund sehnlichst verlangt.“

„Ich kenne den Verkäufer und werde Sie mit Vergnügen mit ihm bekannt machen;“ lächelte der Graf, und in einer Minute schwammen sie auf dem großen Kanal majestätisch hinab zu der schönen Kirche Maria della Salute, zum Palazzo Giustiniani — nicht lange, und sie legten gegenüber den beiden Säulen der Piazzetta an.

Venedig war zu jener Zeit nicht nur die große Stadt, wie man sie noch heutzutage sieht; es war auch eine sehr bevölkerte Stadt. Gegen zweimalhunderttausend Menschen drängten sich in ihren Labyrinthen zu Wasser und zu Lande. Wie

noch heute war dazumal natürlich die Piazzetta und das Ufergelände der Sclavonier der Mittelpunkt alles Treibens. In das Gewühl der tausend und tausend Industrieen, die sich dort die Ellenbogen in die Rippen bohrten, führte Ribeira seinen geistlichen Begleiter. „Da ist Todero!“ sagte er, nachdem er sich auf dem wohlbekannten Terrain umgeblickt. — Der Mönch hatte den Gang umsonst gemacht. Das verlangte Buch war nicht mehr zu haben. — Im Fortgehen hielt der Graf seinen Gefährten an. „Sehen Sie, wie sehr für Alles hier gesorgt ist,“ sprach er leise zu ihm: „wollen Sie einen Abguß der Herodessilberlinge kaufen, gegen welche Judas unsern Heiland verschacherte?“—

Sie standen vor einem elenden Tische, Ein noch elender aussehender Greis mit langem Bart, einem Juden nicht unnählich, saß an dem Tische, worauf mehrere Schnurrpfeifereien ohne Werth und Geschmack neben den genannten Zinn-Silberlingen als Verkaufsartikel lagen. — „Wie gehts, Sior Carlo?“ fragte Ribeiro mitleidig den von Lumpen dürftig verhüllten, an einigen glühenden Kohlen

sich wärmenden Handelsmann. — „Im Sturm, im Sturm!“ antwortete ihm der Alte mit verwirrtem Lächeln, und deutete auf den Menschenschwall, der lärmend hin- und herzog. — „Ei, ei,“ sprach wieder Ribeira: „Warum sitzt Ihr denn hier in Sturm und Wind? Wo habt Ihr die alte Brigida gelassen, die den Verkauf versieht?“ —

„Verkauf, Excellenz? den Bettel, wollt Ihr sagen. Ach, lieber Herr, um das Mitleid der Passanten zu erregen bin ich besser geeignet als meine Alte. Meinem grauen Schädel fällt mehr Almosen, als der Brigida. Doch, im Ernst: sie kocht daheim eine Minestra für uns. Wir haben heute einen Festtag. Zweimal wöchentlich gibt's Reis und Bohnen. Heute ist ein Bohnentag. Ich freue mich deshalb, wenn mir gleich ein schlimmes Fieber die Gebeine schüttelt.“

Während dieser Zeit hatte der Mönch einen von den nachgemachten Silberlingen in die Hand genommen, und betrachtete denselben. Zur gleichen Zeit betrachtete der bärtige Greis auch den Mönch und immer länger wurde sein Leidensgesicht, die

fieberische Hitze seiner Wangen schwand dahin unter einer schmutzigen Blässe, die darüber hinzog. Wie von einer Schlange gestochen, zuckte der Greis auf, und wankte zu dem unfern aufgestellten Trinktisch eines Rosoglioverkäufers. — „Gevatter! einen Schluck, einen Schluck vom Kräftigen!“ bat er mit versagender Stimme, immerfort anstarrend den Mönch, der unbefangen die Medaille aus der Hand legte. —

Der Gevatter — alle Venezianer geringerer Klasse sind Gevattern und Brüder — entsprach dem Wunsch des Nachbars, und spendete ein Glas seiner stärksten Waare. Die zitternden Hände des hinfälligen Trinkers brachten kaum das Glas an seine bebenden Lippen. Seine Kniee knickten ein, aber gleichsam wie verglast hingen seine Blicke an dem Mönch, der mit Bedauern zum Grafen sagte: „Der arme Jude oder was er ist, wird, glaube ich, vom bösen Weh befallen. Lassen Sie uns gehen. Ich sehe solch traurigen Spektakel nicht gerne.“

„Ja, ja, gehen wir,“ sagte Ribeira hastig und

riß den Mönch mit sich fort. Vor dem Dogenpallast schöpfte Ribeira Athem, und sprach: „Ich muß da hinauf in Geschäften. Werd' ich Sie wieder sehen, mein Vater?"

„Ich werde noch morgen hier in unsers Ordens Kloster verweilen, und also Ihnen noch einmal aufwarten." versetzte der Mönch. Theilnehmend fügte er hinzu: „Mir thut leid, daß ich Sie veranlaßte, mit mir jenen Markt zu besuchen. Ich sehe, daß Ihr Antlitz ganz entstellt ist. Sie hatten in höherm Grade als ich selbst Furcht und Eckel vor dem Auftritt, zu welchem sich jener elendige schmutzige Silberlingsverkäufer anschickte?"

Rauh und heftig schüttelte Ribeira dem Mönch die Hand und wollte in den Pallast treten. Allein — als ob es ihm unmöglich fiele, was er auf der Zunge hatte, zurückzudrängen, kehrte der Portugiese wieder um, und flüsterte dem Ordensmann in die Ohren: „Ich kann's nicht mehr verschweigen . . . jener Alte in Verlassenheit und Elend, jenes dahinsinkende Gerippe, das in den Schlamm der Gesellschaft gefallen ist . . . . mit einem Worte:

Sie haben nun den Marquis von Aronches gesehen! — Das Uebrige wird Ihnen Ihr Herz sagen . . . !"

Ribeira war verschwunden unter dem Thorbogen. Der Mönch stand wie bewußtlos in sich selber versunken auf der Piazzetta. Lange kümmerte er sich nicht um den betäubenden Lärm, der ihn umbrauste. Endlich kam er zu sich. Einen Blick warf er auf seine eigene schuldvolle Vergangenheit, eine andere auf sein Gewand. „Auf!" sprach er sich selber zu: „Thue deine Pflicht nach dem Willen des Erlösers, der für die Sünden dieser Welt gestorben! Auf! verliere keine Zeit. Die Stunden jenes armen Mannes sind, fürchte ich, gezählt. Vielleicht hat er in meinen Zügen, die dem ermordeten Vetter einst geglichen, dessen Gespenst gesehen. Fort, ihm Trost und Versöhnung zu bringen!"

Er eilte, was er konnte, mit sich selber im Reinen, nach der Riva zurück. Dort war Todero, dort der Rosogliohändler. Des kranken Carlo armseliger Handelstisch war leer; der Verkäufer selbst

nicht mehr zugegen. Ein altes Weib packte eben die Siebensachen in einen Korb, und entfernte sich damit langsam. Der Mönch folgte ihr, obgleich hinkend, rüstig auf der Ferse. Sie überschritten ein halb Dutzend kleiner Brücken. In einer elenden kaum zwei Schuh breiten Gassenspalte hielt das Weib an und öffnete eine niedrige schmutzige Thüre. — „Laßt mich eintreten;“ sagte der Mönch zu der Ueberraschten, die sich demüthig vor ihm verneigte. — „Dies ist die Wohnung des Sior Carlo?“ — „Zu dienen, mein Vater.“ — „Wo finde ich ihn?“ — „Er kam krank nach Hause, und hat sich gelegt. Er schwärmt im Fieber.“ — „Ich muß zu ihm.“ — „So folgt getrost. Gar lange, meine ich, wird's der arme Mann nicht machen.“

Sie führte den Geistlichen auf eine dunkle Flur, die Vorhalle des nackten Elends. Sie stieß die Pforte eines kellerähnlichen Gemachs auf. Ein Fenster, unter welchem der Kanal seine schmutzigen Wellen rollte, — feuchte schwarze Wände, kalter Todeshauch um und um. In einem Win-

kel, auf der Erde, auf einer Handvoll Lumpen lag der Kranke, vom Frost geschüttelt. Aber das Fieber wich auf einen Augenblick, denn die erlöschenden Augen des Marquis erkannten den Mönch, dessen Anblick ihn mit Entsetzen erfüllt, ihm den Todesstoß gegeben. — „Das ist Hallweils Gesicht!“ schrie er auf: „verfolgst Du mich nun auch am hellen Tage, unversöhnlicher Geist?“ — Seine Stimme verfiel in ein dumpfes kurz abgebrochenes Gewimmer. — Der Mönch kniete aber an dem Lager des Verzweifelten nieder und betete: „Friede sey mit Dir!“ — —

Ribeira konnte, während er seine Geschäfte im Pallast des Dogen verrichtete, seine Ruhe eben nicht loben. Er bereute bitterlich, dem Mönch sein Geheimniß preisgegeben zu haben. Was durfte er von dem wüthendsten Feinde des Marquis erwarten? Er traute nicht viel der Selbstüberwindung des ehemaligen Soldaten und Raufers von Profession. Kaum hatte er daher beendigt, was ihn in den Pallast geführt, so machte er sich auf den Weg nach der Riva, von dannen nach dem

Hause, worinnen der Marquis wohnte. Ribeira kannte das Haus; er hatte schon oft eine Gabe der Liebe dahingetragen. Mit klopfendem Herzen drang er dort ein. Ueberall Stille und Oede. Das erstickte Schluchzen der alten Brigida machte sich durch die halboffne Thüre der Spelunke, worinnen Carlo lag, bemerkbar. Ribeira trat ein. Er fand einen Todten und die Weinende und einen Priester, der den Todten segnete, die Weinende tröstete.

„Er ist dahingegangen, versöhnt und gelabt von dem Kusse meiner Vergebung,“ sprach ernst und wunderbar gehoben der Priester: „Ich habe den schönsten Augenblick meines Lebens genossen und gehe selber geheiligt von diesem Lager der Schmerzen. Gott hat gnädig mit ihm vollendet und mir die unumstößliche Lehre gegeben, daß schon hienieden jede Schuld sich bezahlt macht.“

Sie beteten zusammen bei dem Geschiedenen; dann gingen sie. — „Wären Sie so gut, mein Herr Graf, noch eine kleine Fahrt mit mir zu machen, um die schwarzen Bilder der jüngsten Ver-

gangenheit unter'm blauen Himmel, in der herbstfrischen Luft zu verscheuchen?"

„Ich habe Sie gerade bitten wollen, auf einer solchen Fahrt mein Begleiter und mein Gast zu seyn;" erwiederte der höfliche Portugiese. —

„Fahren wir nach Malamocco?" fragte der Mönch: „bei den Murazzi soll die Aussicht auf's Meer erhaben und großartig seyn?" — „Befehlen Sie meinem Gondoliere nach Gefallen, mein Vater."

Sie sprachen wenig während der langen Ueberfahrt. Auf dem Riesendamme angekommen, der das Meer von der schönen Venezia abweist, drehte sich der Mönch dem Schaum entgegen, der aus der wilden Brandung aufspritzte, und zog aus seinem Aermel einen Ring. — „Dieses vermaledeite Gold, vom Herrn verflucht, von dem Sünder, der sich in tiefster Armuth nicht von dem Preis seines Verbrechens hatte trennen können, mir eingehändigt als die einzige mögliche Wiedererstattung — dieses unglückselige Gold soll nicht noch einmal einen Menschen reizen und in's Ver-

derben stürzen. Ich übergebe es den wilden Fluthen des Meeres und bitte Gott, er möge gnädig diesen Ring auf den tiefsten Grund bannen. Gewaltig ist der Fluch der Sünde, aber noch gewaltiger des Herrn Barmherzigkeit!"

Ribeira nickte mit Thränen in den Augen seinen Beifall. Der Ring fuhr wirbelnd in den Schlund der Wasser. — „Jetzt," sagte demüthig der Mönch, „lassen Sie uns zurückkehren und unsern Todten begraben."

Der Klosterhirt.

Draußen vor dem Städtlein steht auf dem Abhang des Waldsaums ein steinernes Kreuz, unscheinbar und niedrig, wie es eben aufgerichtet wird, um die Stätte einer Mordthat zu bezeichnen. Unter dem Abhang hat der Strom sein ursprüngliches Bett verlassen, um den Ueberfluß seiner grünen ungestümen Wellen in einem weiten Halbkreis um den Wiesenplan zu sprudeln, der einer stattlichen Rinderheerde sattsame Weide gestattet. Der Wald, die Wiesen, die Heerde, ja selbst das Städtlein gehören als Schutzbefohlene oder als Eigenthum dem Stift an, dessen weiße Mauern und blanke Fenster alle Gebäude ringsum überragen. Zwei schlanke Glockenthürme strecken ihre Schatten Morgens über die Stadt, Abends über

das Kloster hinaus. Im Stift hausen gelehrte und fleißige Benediktiner, in der Stadt ebenso fleißige Kleinbürger, die neben ihren Gewerben Aecker, Gärten und Obstgehäge bestellen; daneben benutzend die ökonomische Erfahrung des hochwürdigen Pater Hofmeisters, die ihnen stets zur Hülfe bereit ist, ohne sich ihnen aufzudrängen mit ihrer Weisheit. Wer überhaupt noch nicht weiß, wie gut und bequem unter'm Krummstab sich's wohnt, gehe dreist nach Heiligenkreuz am Wildbach, wo sogar das liebe Vieh mit barmherziger Milde behandelt wird. Denn als im Konvent einstens ernstlich davon die Rede war, die Erträgnisse der Heerden durch Einführung der Stallfütterung zu steigern, hat seine Hochwürden-Gnaden der Herr Prälat gesagt: „Wir wollen kein Geschöpf Gottes aus schnödem Geiz der Luft, der Sonne und des frischen Wassers berauben. Darum treibe Gualbert nach wie vor die Heerde zur Trift und der Stallkerker bleibe verschlossen."

Dieser kurze und brave Bescheid war nicht einmal den bedrohten Thieren selber so willkommen

als dem genannten Gualbert, weil es seine Leidenschaft war, die Rinder zu hüten, seitdem lange Jahre zuvor ihm verleidet worden war, ein Seelenhirt zu werden. Item: ein Hirt zu seyn, hatte er erreicht, und rühmte sich dessen, und viele tausend andere können sich nicht rühmen, ihres Lebens Ziel und Zweck besser erreicht zu haben. Ihm war wohl. Den lieben langen Tag saß oder lag er unfern des Wegs am steinernen Kreuz, seinem Belvedere und Hirtenhauptquartier, schaute über seine gehörnten Unterthanen hin, schien auch nicht selten mit offenen Augen zu schlafen; unbeweglich wie der steinerne Brunnenheilige, wie dieser schwärmerischen und bleichen Angesichts. Auf diesem Gesichte flammte es jedoch wie lichtes Morgenroth, da Gualbert am Tage nach Kreuz-Erfindung den unscheinbaren Denkstein am Waldessaum mit Blumenkränzen umwunden fand. Dennoch hatte er schon seit dreißig und einigen Jahren denselben Schmuck am selben Stein zur selben Zeit gefunden!

Gualbert nahm den breitgekrempten Filzhut

von dem schwarzen, mit zahlreichen Silberfäden durchzogenen Kraushaar, kniete vor dem Kreuze nieder, sprach andächtig ein Vaterunser und ein Ave für die arme Seele, die einst auf diesem Flecke des Leibes ledig worden, und murmelte vor sich hin; „Armer Philipp, schon wieder ein Jahr verstrichen zu den vielen, da du hier im ungeweihten Boden moderst und immer noch nicht hab' ich dir mit meinem Bekenntniß die ehrliche Ruhestätte auf dem Gottesacker geöffnet! Vergib mir, Philipp; denn, schau: Blauer Himmel und grüne Flur sind mir so gar lieb; hinter Schloß und Riegel würd' ich in Jammerqual vergehen. Schau: harre nur noch wenige Jährlein; dann tragen sie mich hinaus, die Füße voran; und in meinem Kasten werden sie dann sauber geschrieben und eingewickelt finden, was zu wissen ihnen und dir frommt. Hab' also Geduld, mein Alter. Es währt nimmer so lang mehr, als es schon gedauert hat."

Nachdem er also zum todten Leib oder zur unsterblichen Seele geredet, stand er auf, um seines Hirtenamtes zu pflegen. Hätte es kaum nöthig

gehabt; die masten Rinder dachten nicht daran, den schwachen Hag der reichen Weide zu durchbrechen. Nur der Geisbock, der zum Schutze gegen die Geister unter den Rindern gehalten wurde, benaschte zuweilen die angrenzenden grünen Saaten, benagte frevelnd die knospenden Gebüsche; dann aber war Blassl, der schwarze Hund mit dem weißen Stern, zur Hand, um das meckernde Schneiderrößlein zurechtzuweisen.

Gegen Mittag kamen die Landleute zu Roß, zu Fuß und zu Wagen, mit leeren Körben und Säcken aus der Stadt zurück. So wie sie in der Morgendämmerung, zur Schranne ziehend, still und scheu an dem finstern Hirten vorübergezogen waren, so eilten sie auch jetzo vorbei; die Blicke flogen seitwärts, der Weiber und Dirnen Lachen und Plaudern verstummte; die Fruchtbauern auf ihren Karren hoben schlaftrunken den bierschweren Kopf und schnalzten mit Zunge und Peitsche, daß die Gäule lebhafter anzogen. Nur wenige und zwar verstohlen, grüßten den gefürchteten Hirten, der seinerseits nicht dankte, bis endlich einer, die

Zügel anhaltend, dem Gualbert zurief: „Grüß' Gott, Klosterhirt!“ — „Ebensoviel, Waldbauer!“ versetzte der Hirt, ohne den Kopf zu drehen. Der Andere fuhr fort: „Ich hab' bei deinem Nachbar, dem Leitner, ein Sackl Frucht für dich abgeladen. Hol's ab; vergiß es nicht.“ — „Gott vergelts,“ sagte der Hirt: „er thue es um so mehr, als du, der reichste Bauer weit und breit, dem ich all sein Groß- und Kleinvieh von der Fäule gerettet, dessen Wohlstand ich erhalten, bisher noch nicht daran gedacht hast, mich mit einer Maaß Bier zu ergötzen.“ —

Der Waldbauer lüpfte geschmeichelt den Hut, krabbelte mit den Fingern in dem kurzgeschornen Haare; dann sagte er, nicht ohne Absicht: „Horch, Klosterhirt; ich weiß wohl, daß du mehr als Brod essen kannst . . . .?“ — Gualbert lachte: „Ei, wenn das ist, so hättest du zu dem Brodkorn mir ein Selchfleisch geben können!“ — „Hm,“ sagte der andere, „einen ganzen Rauchfang voll, wenn wir uns zusammen verstehen wollten! Schau: da liegt mir daheim die alte Schwiegermutter herum,

kann nicht leben und nicht sterben. Sie ächzt und seufzt den ganzen Tag, von fruh bis spat, und laßt uns zur nachtschlafenden Zeit nicht Ruhe.... es sollte mir auf ein halb Dutzend Ferkl'n*) nicht ankommen, Meister Hirt!" — Der Waldbauer blinzelte pfiffig und vertraut. Darauf gab Gualbert nichts. „Ich versteh' mich nur auf's liebe Vieh;" sagte er, den Kerl nicht verstehen wollend: „der Bader wird dem Weib schon aufhelfen, wenn's Gottes Wille ist."

Kopfschüttelnd brummte der Bauer: „Stell' dich nicht wie ein Lapp. Weißt du doch, wo Barthel den Most holt, und es kostet dich nur einen Segen oder Spruch, und das alte Weib geistert aus, wann du's haben willst. Sie ist ja doch auf der Welt zu nichts mehr nutz."

Dem Hirten zuckte es in den Fäusten, den Geizhals zu rütteln und zu schütteln, der dem armen Weib das Stücklein Gnadenbrod mißgönnte, obgleich sein Reichthum von ihr kam. Dennoch

*) Schweinchen.

hielt er an sich, lachte schlau und entgegnete: „So ruf' den Landgerichtsarzt. Seine Mixturen gehen über alles Todbeten.“ — Nun merkte der Bauer etwas und sagte grob: „So laß es bleiben, alter Fex! Wirst dein Lebtag ein armer Schlucker seyn und als ein solcher sterben!“ — „Wär' auch nimmer der Mühe werth, daß ich reich würde,“ versetzte der Hirt: „ich begehre nichts als ein ruhig Sterbestündlein mit hellen Sinnen und ruhigem Gewissen!“ — Worauf der Waldbauer dem steinernen Kreuz einen verdächtigen Blick zuwarf und von dannen ziehend in seinen Bart murmelte: „Ein hart Gewissen ist just wie ein gutes, und das Gewissen läßt sich harthämmern wie das Eisen. Der Kerl sitzt auch nicht umsonst Jahr aus Jahr ein an diesem Kreuz! saß schon da, als ich, ein baarfuß'ger Bettelbub, dem Pater Prior Ameiseneier für seine Grasmücken und Nachtigallen suchte. Du alter Dieb, du!“

Gualbert hatte ihn recht gut verstanden, doch blieb er schweigend, den Blick zum Himmel aufschlagend, sitzen. Die Vorübergehenden murmel-

ten aber einander zu: „Was haben wohl die im Werk, der Hexenmeister und der schlimme Waldbauer?“

Auf den Thürmen der Klosterkirche schlug die elfte Stunde. Gualbert sprach den englischen Gruß; dann zu sich selber, nach Landesbrauch, „Guten Abend!“ doch zog er nicht seinen Käse und sein Brod aus der Tasche, um den Imbis zu halten, sondern versank in Hinbrüten. So gewahrte er nicht eine Frauengestalt, die in kleinstädtisch-bürgerlicher Tracht, leichten Schrittes, des Weges kam. Sie war nicht mehr jung, aber jungfräulich und wohlerhalten. Ein gefälteltes Häubchen saß auf dem schlichten dunkeln Haar: eine Krause von feiner Leinwand verbarg den Nacken und so ziemlich den Hals bis zu den Ohren. Die gutmüthig-derben Züge des Angesichts schauten aus diesen Verhüllungen wie aus einem Nonnenhabit. Die ganze Gestalt war stark und untadelhaft. Sie trug ein Körbchen in der Hand, das sie niedersetzte, als sie dem Hirten die Zeit bot.

Gualberts Gesicht erheiterte sich. „Guten Abend, Jungfer Nanni,“ sagte er freundlich: „lang nicht mehr gesehen, aber immer an euch gedacht, und heute absonderlich, wie sich's versteht.“ — Die Jungfer schaute auf die Blumen am Kreuze. „Das glaub' ich,“ versetzte sie: „denn du betest heute auch in meinem Namen für die arme Seele da. Du lachst auch nicht, wie die andern spöttisch thun, wenn ich spreche: Mein Vater selig!“ —

Die Augen niederschlagend, antwortete Gualbert: „Laßt die Leute reden. Euer Vater Philipp sitzt so gewiß im Himmel oben, als mein Namensheiliger.“ — „Ich danke dir;“ erwiederte Nanni, biederherzig ihm die Hand reichend: „du glaubst nicht, wie die Andern, daß mein Vater, vom Teufel regiert, die Hand an sich selbst gelegt. Die Mutter sagte mir, da ich noch ein Kind war, immer vor: Dein Vater war ein frommer Mann, ein Waldmeister, der sein Auskommen hatte; erst seit ein paar Wochen mit mir verheirathet, und gesund wie der Fisch im Wasser. Du wirst noch erleben, Nanni, daß zu Tage kommt,

wer ihn erschossen hat, denn über dreißig Jahre bleibt keine Mordthat verschwiegen. — Ach die Mutter irrte dennoch. Sie starb, bevor die dreißig Jahre herum waren. Nun aber sind sie längst herum und das Grab schweigt noch immer. Du Gualbert, der da glaubt, was ich glaube, du aber bist mein einziger lieber Freund."

Während dieser Rede der Waldmeister-Nanni wurde dem Hirten angst und bange; der kalte Schweiß perlte auf seiner Stirne; ein Bekenntniß schwebte auf seiner Zunge, denn ihn rührte der kindlich fromme Glaube der braven Tochter. Doch bezwang er sich. „Wenn ich spräche, dürfte sie nicht schweigen!" murmelte er in sich hinein, während er mit seiner wollenen Decke handthierte, um daraus ein Sitzpolster für die Jungfer zurecht zu machen. — „Da, iß und trink'," sagte sie, ihm das Körbchen reichend und sich niederlassend, „hab' dir 'was zu sagen. Wir wollen aber beide langsam thun."

Gualbert hungerte nicht, doch hätte er um's Leben nicht die Jungfer gekränkt. Mit der Hastig-

keit eines Gierigen nahm er die irdene Schüssel auf seine Knie. Nanni hob an:

„Als ich zur Welt kam, war mein Vater selig längst begraben. Die Mutter hätte wieder heirathen können; sie mochte aber nicht. Sie besaß 3000 Gulden Erbtheil, die bei ihrem Bruder, dem Kaufmann in der Kreisstadt, auf Zins lagen, und Seine Hochwürden-Gnaden hatten ihr fünfzig Gulden Wittwengehalt ausgeworfen. So waren wir reichlich versorgt. Die Mutter lehrte mich, da ich ein Kind war, das Grab meines von der Welt geschmähten Vaters alljährlich mit Blumen zu schmücken und sein Andenken in Ehren zu halten; später unterrichtete sie mich in allem, was sie selbst, eine treffliche Hausfrau, konnte. In der Schule lernt' ich lesen, schreiben und rechnen; von dem Herrn Pater Prior die Musik. Ich war ihm die liebste Schülerin von allen, wie die Musik sein Leben; da er starb, vermachte er mir sein Klavier. Da ich erwachsen, klopften die Freier an. Die Mutter rieth mir zu; ich folgte nicht, denn ich wollte sie nicht verlassen. So gerieth ich nach

und nach in's alte Eisen, bevor sie aus der Welt ging. Hernach hätt' ich zwar in's Kloster gehen können — früher wär' ich nicht ungern darin gewesen — aber jetzo mocht' ich's nicht mehr. Du wirst mich einfältig schelten, Gualbert?"

„Oho! warum nicht gar?" versetzte Gualbert ungestüm: „wart Ihr nicht von jeher die Freude meines Herzens, und mein wahrer Augentrost, von den Windeln, worinnen Ihr als Euers Vaters leibhaftes Ebenbild schlieft, bis auf den heutigen Tag? Ohne Euch wäre ich erst ein recht armer Narr gewesen, Nanni!"

Die Nanni sann ein Weilchen nach, ehe sie weiter redete: „Du machst mir das Herz schwer, alter Freund, und wollt' ich doch Trost bei dir suchen?" — Gualbert ließ erschreckt das Messer in die Schüssel gleiten: „Trost, liebe Jungfer? Was soll's? Geschwind? O sagt's heraus."

Ein wenig erschreckt und bestürzt fuhr Nanni fort: „So habe doch Geduld mit mir, wie dazumal, als du mich, das kleine Mädchen, auf die Wiesen führtest und mir die Blumen, die da

stehen, zeigtest und ihre Namen mir vorbuchstabir-test! Du hast mich Freud' und Liebe zur schönen Gotteswelt gelehrt. Eben darum mag ich mich nicht absperren von diesem grünen Garten, von der blauen Luft, von der goldigen Sonne, und von dem Unterricht der kleinen Mädchen, die ich zum Kirchengesang abrichtete, dem guten Pater Leo zum wohlgefälligen Andenken — und ich meinte, es würde nie aus sein mit meinem stillen Frieden .... aber unser Herrgott hatte es anders beschlossen!"

Nach einer geraumen Pause und manchem Seufzer — Gualbert starrte sie an wie ein armer Sünder, der auf's Todesurtheil paßt — redete die Nanni weiter: „Mein Herr Vetter, der Mutter Bruder, ist — du weißt's — vor einem Jahr gestorben. Er galt für einen reichen Mann; sein leiblicher Sohn, der aus der Hauptstadt kam, die Erbschaft zu übernehmen, hielt ihn dafür. Nun aber ist herausgestellt, daß der Tod zur rechten Zeit den alten Herrn mit sich genommen, ehe die Vergantung ausbrechen mußte. Niemand weiß,

wohin das viele Geld gekommen. Verschwendet hat er's nicht, und nicht verschenkt. Die Schreiber sagen: er hätte es in Papier verthan; doch wissen wir alle, daß er in seinem Laden zwar Papier geführt, aber blutwenig, und theuer ist die Waare nicht. Dennoch — das Geldl ist verschwunden, und muß ich noch froh seyn, daß die gnädige Frau zu Malschweier mich als Schlüsselmagd in's Haus nehmen will."

Der Hirt faltete die Hände und sagte mit trübem Blick: „Armes Dirndl! Die Frau ist weit und breit als die ärgste Sieben verschrieen!" — „Ich weiß das nur zuwohl!" versetzte Nanni: „aber was soll ich anfangen? Das Kühemelken, Heugabel und Hacke sind mir fremd . . . . und doch möcht' ich auch nicht gern zum Pfarrer Brunner, der mich mit Gewalt zur Hauserin dingen will . . . . ?"

Gualbert schüttelte nun unwillig den Kopf. „Ach, dazu seyd Ihr noch zu gut und zu hübsch. Die Lästermäuler würden's schlimmer mit Euch machen, als die böse gnädige Frau. Geht lieber

hin zur Letztern! Aber Ihr dauert mich, und was wird aus mir werden, wenn Ihr ferne seyd, wenn ich nicht mehr mit Euch reden kann, wenn ich nicht einmal mehr Sonntags Eure Stimme vom Kirchenchor erklingen höre? O weh! mir ist, als hinge mir einer einen Teppich vor die liebe Sonne?"

Als die Nanni ihren alten Freund dergestalt klagen hörte, merkte sie erst recht, wie lieb sie ihn hatte und erschrack darüber. Ihre sechsunddreißig Lenze gaben ihr kaum so viel Stärke, die Wallung ihres Herzens zu überwinden. Endlich doch gelang's, worauf sie mit einander von vergangenen Zeiten sprachen, die Zukunft dem überlassend der alle Zukunft in Händen hält.

So saßen sie immer noch bei einander, als gegen Abend ein Einspänner vorüberrollte. Zwei dicke Herren fuhren darin, einer kutschirte, beide hatten rothe seelenvergnügte Gesichter. Fröhlich lachend haselirten sie von dem kostbaren Sommerbier, das sie auf dem Felsenkeller genossen, und von dem glorreichen „Lavenedeln," das ihnen freie Zeche bescheert. — „Sieh doch! unser Hofrichter

mit einem fremden Herrn!" flüsterte Nanni. — „Laß sie fahren dahin die feisten Herren und schauen wir nicht nach ihnen um;" versetzte Gualbert. — „Ich meine, der Herr Eichelhuber sey dein nächster Blutsfreund?" fragte Nanni dann. Gualbert nickte. „Wir führen einerlei Schreibnamen," sagte er: „sein Vater war mit dem meinigen Geschwisterkind. Ihr gemeinsamer Großvater war Hohenpetersbergerbauer zu Petersberg, besaß den Hof seit Menschengedenken von seinen Vorfahren her, und hatte vier Buben. Der eine, der geistliche Herr, ist als Dechant zu Frauenmünster gestorben; der zweite und dritte, des Hofrichters Vater und der meinige, haben studirt; der vierte hat das Gut übernommen und ist in den Kriegsläuften darauf zu Grund gegangen, wie seitdem noch ein jeder Besitzer darauf verdorben. Jetzt, da wir reden, steht der Hohenpetersberg schon wieder unter dem Spieß, und soll in den nächsten Wochen versteigert werden.... — —"

Indessen sagte der Fremde im Wagen zu seinem Begleiter: „Das ist vielleicht der wunderliche Hirt,

von dem auf der Kegelbahn die Rede gewesen?" — Der Hofrichter bejahte, indem er beisetzte: „Er soll hübscher Leute Kind seyn, heißt es; habe vor Zeiten auf einen Geistlichen studirt, sey dann in eine Mordgeschichte verwickelt worden, und da war's mit dem Geistlichen aus, obgleich die Gerichte nichts aus ihm herausgebracht. Näheres weiß ich nicht. Das dumme Volk schreibt ihm übernatürliche Wissenschaft zu, weil er am Vieh doktert und sonderbar genug aussieht." — „Wie heißt er, lieber Herr Eichelhuber?" — „Gualbert, so viel ich weiß, mein werther Herr Baumgärtner. Wenn der wunderliche Kauz je einen Familiennamen besessen, so ist derselbe schon lang verschollen." — „Und das Weibsbild neben ihm?" forschte der neugierige Freund weiter. — „Pah! eine gespreizte alte Jungfer. Vor Jahren reich gewesen und leidlich hübsch und wählig wie eine Prinzessin; jetzo arm, und gezwungen, das Brod der Dienstbarkeit zu essen."

Bald darauf schickte die Waldmeister-Nanni sich zum Heimweg an, nachdem sie versprochen,

den Hirten noch einmal am selben Fleck zum Abschied aufsuchen zu wollen. Gualbert trieb seine Rinder dem Städtchen zu, und in den Hof des Klosters, wo die Mägde mit den Melkkübeln bereits harrten. Gualbert führte den Stier in den Stall, und setzte sich, krank an Herz und Seele auf die Thierschwelle seiner einsamen Hütte nieder, um seinen traurigen Gedanken nachzuhängen.

Um dieselbe Stunde saß der Hofrichter mit den Seinen und dem geehrten Gast — dem gesuchtesten Anwalt des Bezirks — beim Nachtessen. Die Freunde redeten von ihren Angelegenheiten, von Taxen und Stempeln; die Frau Hofrichterin legte vor und nöthigte zum Essen; die Kinder, ungenöthigt, speisten lustig darauf los. Da stolperte die Magd in die Stube und rief: „Gestrenge Frau!“ — „Nun, was soll's?“ — „Draußen steht der Briefhanns mit einem großmächtigen Rausch und mit einem großmächtigen Brief, den er nur gegen ein Präcipiß herausgeben will.“ — „Soll morgen wieder kommen.“ — „Es hätte grausame Eile mit dem Ding, sagte er.“

Unwillig ging Eichelhuber hinaus, kam mit einem versiegelten Päckchen zurück und sprach: „In der That steht ein cito citissimme darauf, mit Klafterbuchstaben geschrieben. Der Bote hätte das Paket schon heut' Vormittag abliefern sollen; aber in seinem Zustand müssen wir noch Gott danken, daß er den Briefsack nicht verloren hat. Die Zustellung kommt vom Kreisamt. Erlauben Sie, daß ich lese?"

Baumgärtner bat den Freund, sich nicht stören zu lassen; aber in der nächsten Minute ließ der Hofrichter die Arme sinken, die Papiere zu Boden fallen, und lehnte sich mit blutrothem Gesicht in seinen Stuhl zurück. — „Mein Gott! was ist dem Mann?" fragte die Frau, hinzuspringend. — „Den blassen Tod könnt' einer davon haben!" stammelte der rothe Eichelhuber: „die Geschichte geht den Gualbert an." — „Den wunderlichen Kauz?" fragte Baumgärtner. — „Den armen Schlucker, unsern Klosterhirten?" fragte die Frau, und der älteste Sohn: „Den schmutzigen Bettelmann?"

Der Hofrichter verabreichte dem Naseweis eine

gesalzene Maulschelle, und fuhr ihn an: „Dummer Bube, ich verbitte mir dergleichen respektwidrige Redensarten. Herr Gualbert Eichelhuber ist unser nächster Verwandter. Unsere Großväter waren leibliche Brüder von einem Vater und einer Mutter. Man beliebe sich das hinter die Ohren zu schreiben." — Und noch eine Maulschelle. Dem Kreischen des geschlagenen Buben und den Fragen der Frau entrinnend, raffte der Hofrichter die Papiere zusammen, griff nach Hut und Stock und auf und davon.

Baumgärtner folgte ihm. „Wie freut es mich," rief er, „zu sehen, wie Sie ihren Verwandten lieben! Kaum hören Sie von ihm, und schon eilen Sie, ihn an ihr Herz zu schließen!" — „Ja, ja," antwortete der Hofrichter: „das will ich, an mein Herz, den hartgeprüften, wackern Mann, den braven, den klugen Gualbert!" — Unaufhaltsam drangen sie weiter durch die engen Gassen, zum Thor hinaus, wo über dem steilen Ufer des Stroms im Schatten alter Eschen das einsame Hirtenhäuschen steht.

Gualbert saß noch wie angenagelt auf der Schwelle, und schmauchte sein Pfeifchen; ein Zeichen, daß Ruhe und Ergebung in seine Brust zurückgekehrt waren. Höchlich verwundert, erkannte er im Sternenschimmer die beiden Männer, die seiner Hütte nahten, und riesengroß wuchs sein Erstaunen, als der „gestrenge Herr," den Hut abnehmend, ihm „Guten Abend" sagte, und den „Herrn Eichelhuber" wegen der späten Störung um Verzeihung bat. — „Ich habe Wichtiges für Sie," sagte der Hofrichter: „hätte nicht schlafen können, ohne es Ihnen mitgetheilt zu haben." — „So marschiren Sie denn gefälligst in die Wohngemächer des Herrn Eichelhuber ein;" spottete Gualbert: „Ich werde sogleich den Kronleuchter anzünden."

Mit diesen Worten trat er in die Stube, brannte an seiner Pfeife den Schwefelfaden, an dieser den Lichtspan an, und hieß seine unerwarteten Gäste sich setzen, indem er ihnen die Wahl zwischen Hauklotz, Schnitzel- und Ofenbank frei ließ. Diese Mobilien, nebst einer armseligen Lager-

stätte und einer bunt bemalten Truhe von Tannenholz machten die gesammte Einrichtung des Häuschens aus.

Der Hofrichter saß verlegen dem ernstblickenden Hirten gegenüber, fand erst nach einer Weile zum Gespräch die Worte und zwar viele Worte, bis er zum eigentlichen Zweck gelangte, indem er sprach: „Nicht wahr, Herr Gualbert, Sie erlauben doch, daß Ihr Anverwandter Sie beim Taufnamen anredet?“ — „Bis zum heutigen Tag haben der gestrenge Herr mich noch bei keinem andern gerufen,“ bemerkte trocken der Hirt. — „Also: nicht wahr, Herr Gualbert, Sie hatten einst einen Bruder?“

Erbleichend fuhr Gualbert von seinem Sitze auf, machte ein paar hastige Schritte in der Stube, setzte sich dann wiederum und sagte mit gewaltsamer Ruhe: „Er hat Xaver geheißen, just wie Sie.“ — „Richtig: Franz Xaver Eichelhuber, Rentmeisterssohn vom Heiligenkreuz am Wildbach, geboren im Jahr 1766 und seit 1792 „unwissend wo?“ in der Fremde . . . Nicht wahr?“ — „Mein

Gott, ja. Mein Vater war Rentmeister, dessen Vater Hofrichter, so gut wie Ihr Vater und Großvater Hofrichter und Rentmeister. Das sind schimmelige Geschichten, die jedes alte Weib auswendig hersagen kann."

„Werden Sie nur nicht ungeduldig, lieber Herr Gualbert," beschwichtigte der Hofrichter den Aufbrausenden: „der Eingang war nothwendig. Nun weiter: auch Sie werden seit den verflossenen siebenunddreißig Jahren so wenig von Ihrem Herrn Bruder vernommen haben, als wir Alle, und können nicht sagen, wo derselbe hingerathen?" — Dem Hirten lag ein böses Wort von Galgen und Raben auf der Zunge, aber aus Ehrfurcht vor dem Andenken seines Vaters schluckte er das böse Wort nieder, schüttelte dafür trotzig den Kopf.

Da stand der Hofrichter auf, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte in feierlichem Ton: „So machen Sie sich denn gefaßt, Verehrter, eine wichtige Nachricht mit christlicher Ergebung zu vernehmen. Zwei mächtige Trostgründe werden Ihnen das leicht machen. Der erste der-

selben sei die Erinnerung an die traurige Verirrung Ihres Herrn Bruders, der als Gehülfe seines Vaters sich unterstand, bei seiner heimlichen Entweichung die Rentkasse anzutasten."

„Ich bitte mir aus, daß Sie bei der Wahrheit bleiben," unterbrach ihn Gualbert: „das Stift hat durch den Xaver keinen rothen Heller eingebüßt, und so hat er die Kasse nicht beraubt, sondern seines Vaters Vermögen, seines Bruders Erbtheil. Mein Vater ist aus Kummer über den mißrathenen Buben gestorben; ich habe das Studiren aufstecken müssen, um mit meiner Hände Arbeit die Mutter zu erhalten, und fiel noch obendrein in eine Kriminaluntersuchung, weil ich, nach Vaters Tod in hitziger Krankheit liegend, von früh' bis spät geschrieen haben soll, der Waldmeister Philipp habe sich nicht umgebracht, sondern sei ermordet worden. So bin ich durch den Xaver um meine Habe, um meinen guten Namen gekommen, und muß deßhalb um so mehr darauf schauen, daß wenigstens der Vater selig in seinem Grabe ehrlich bleibe. Verstanden, Herr Vetter?"

„Vollkommen, mein Lieber,“ versetzte der Hofrichter kleinlaut; „und ich merke, daß mit Ihnen schwerer zu reden ist, als ich dachte. Da ist nun aber der zweite Trostgrund, wie ich hoffe, mehr am Platze. Merken Sie auf. Um's Jahr 1805 ist nach Herrmanstadt in Siebenbürgen ein verabschiedeter Unteroffizier von den Chevauxlegers gekommen, hat ein Bein weniger gehabt, als andere Leute. Die Franzosen waren daran schuld. Er war in seinen besten Jahren, nannte sich Joseph Petersberger, und langte erbärmlich arm und krank in der Stadt an, wo des Herrn Kommandirenden Excellenz ihn dem Spital überwies. Der arme Stelzfuß erholte sich langsam; in der Wiedergenesungszeit plagte ihn die Langeweile und half er dem Spitalschreiber in seinen Rechnungen mit Schick und Glück. Darauf ließen ihn die Herren nicht mehr fort und stellten ihn an in der Kanzlei, wo er sich musterhaft betrug und in wenigen Jahren einen leidlichen Sparpfennig zurücklegte. Er lebte eingezogen, floh Wein und Karten und Gesellschaft. Obschon trübsinnig und

schweigsam war er trotz seiner Verstümmlung noch ein gar stattlicher Mann. So verliebte sich eine reiche Wittwe in ihn, und ließ ihm keine Ruhe bis er sie heirathete. Sie verschrieb ihm ihr ganzes Vermögen, das er durch Sparsamkeit und glückliche Spekulation noch vermehrte und mit keinem andern Erben zu theilen hatte, als das Weib vor 6 Jahren starb. Da nun auch der Stelzfuß im vorigen Spätjahr zum Sterben kam, ließ er Notar und Zeugen rufen, sein Testament zu machen, und erklärte: Er heiße eigentlich Franz Xaver Eichelhuber, sei gebürtig von Heiligenkreuz am Wildbach, in seiner Jugend als ein böser Bube in alle Welt entlaufen, und schloß also: „Zu meinem Universalerben ernenne ich meinen Bruder Gualbert oder seine etwaigen ehelichen Nachkommen. In Ermangelung derselben beerbe mich das Spital von Herrmannstadt; doch tilge es dafür die Schulden, die mein seliger Vater vielleicht hinterlassen, und die 2500 Gulden Reichsmünze sammt Zinsen, die ich im Jahr 1792 ihm entwendet habe."

Der Hofrichter schwieg und wartete auf den Jubel des glücklichen Erben. Dieser aber verzuckte keine Miene. Der Hofrichter harrte ein Weilchen auf einen weitern Bescheid und hob dann wiederum an: „Die Freude hat Sie betäubt, verehrtester Herr von Eichelhuber. Natürlich. Sie sind auf einmal 15,000 Gulden Conventionsmünze werth. Aber nur getrost; darein findet man sich. Befehlen Sie indessen über meine Garderobe, über meinen Schneider, über mein Haus und meine Kasse. Wir wollen schleunigst den Schatz heben, die Gelder hoch anlegen, ... etwa eine Herrschaft kaufen ...?

Mit eisernem Gesicht sagte Gualbert dagegen: „Danke schön für den guten Willen, aber meine Kleider sind schon recht, meine Hütte ebenfalls, und meine Herrschaft ist die Weide meiner Rinder. Ich bleibe wie und was ich bin.“ — Mit gezwungenem Lächeln versetzte der Hofrichter: „Ein Scherz, ein drolliger Scherz! Ha, ha ha! Sie machens ganz natürlich. Darauf müssen wir eine Flasche Wein trinken. Kommen Sie in mein Haus, welches das Ihrige.“ —

Gualbert aber streifte die Hand des Vetters von seinem Aermel und sprach mit fester Stimme: „Machen wir der Komödie ein Ende, gestrenger Herr. Der saubere Xaver hat meinem Vater das Herz gebrochen, und ist so recht als ein hartgesottener Sünder von dannen gefahren, ohne nur der Mutter zu gedenken; ich will nichts von ihm, nichts von seinem Gelde wissen. Sie brauchen mich nicht verwundert anzuschauen. Ich rede in vollem Ernste. Uebrigens ist es schon spät, und ich muß morgen vor Tag wieder an's Geschäft. Ich bedanke mich also schönstens für die Ehre Ihres Besuches und wünsche Ihnen eine ruhsame Nacht. Am Samstag Nachmittag werde ich auf die Kanzlei kommen, um das Nöthige zu Protokoll zu geben. B'hüt Euch Gott indessen." — Mit diesen Worten öffnete der Klosterhirt die Thüre. Die betretenen Besucher gehorchten unwillkührlich der Einladung, sich zu entfernen. Draußen machte der Hofrichter eine drohende Faust und seufzte: „O, der verdammte Stockfisch, der mich, mein Weib und meine Kinder bestiehlt!" — Zur Seite

aber lachte Baumgärtner: „Aha: wohl bekomm's dem Eigennutz!“ —

Aber Gualbert stopfte indessen seine Pfeife abermals, überlegte und kämpfte lange mit sich selbst, ob er nicht von der Erbschaft mindestens so viel annehmen solle, um der Waldmeister-Nanni ihren Verlust zu ersetzen, und die Unabhängigkeit zu erhalten. Nach einer Stunde sagte indessen der Hirt zu sich selbst: „Nein! es soll und darf nicht seyn. Das Erbe des Frevlers bleibe wo es ist. Die Spitalleute in Siebenbürgen mögen für ihn beten; seine arme Seele kann's brauchen, denk' ich. Der liebe Gott wird schon der guten Nann' anders helfen.“ — Worauf er die Asche ausklopfte, den Span löschte und sich zum Schlummer des Gerechten niederlegte.

Am nächsten Morgen war die Neuigkeit schon überall. Allenthalben wurde erzählt von den ungeheuern Reichthümern, die dem armen Hirten zugefallen, allenthalben wurde gelästert die verstockte Weigerung Gualberts, dem blinden Glück die Thür' seiner kahlen Hütte zu öffnen. Mitten

unter seiner Heerde, auf seinem Sitz neben dem Steinkreutz fand den Hirten der Klosterknecht, der ihn vor das Angesicht des Prälaten rief. Gualbert empfahl die Rinder der Obhut Blassl's und sagte dazu: „Muß vorerst heim, und mein Sonntagsgewand anlegen.“ — Der Knecht ermahnte zur Eile. „Ist gleich geschehen,“ entgegnete Gualbert, lief wirklich in seine Stube, schloß die bunte Truhe auf, riß hastig die Kleider heraus, deren er bedurfte, und merkte nicht, daß er einen großen Siegelbrief auf den Boden geschleudert hatte. Auf dem Weg zum Stift stand Gualbert gleichsam das Gassenlaufen aus. Die Leute machten Spalier zu beiden Seiten und höhnten ihn als einen Narrn aus. „Wie trittst du doch dein Glück mit Füßen!“ schrieen sie: „Schenk' doch uns, was du zu viel hast! Kauf' dir ein paar neue Schuhe, und lauf' in's Tollhaus, du Thor, du Vergeuder!“ Und was dergleichen Redensarten mehr waren. — Erbittert und darum verstockter als vorher trat Gualbert vor den Prälaten, der in Gesellschaft des Priors

und des Hofmeisters ihn empfieng, und ihn in einer langen Rede beglückwünschte, mit der Bedeutung irdischer Reichthümer bekannt machte und eindringlich ermahnte, nicht wie ein eigenwilliges Kind zu thun, was ihn später doch reuen würde. Hierauf antwortete der Hirt trocken und entschlossen: „Euer Hochwürden Gnaden! des Geldes Werth und des Wohlstandes Süßigkeit sind mir so bekannt wie die bittere Armuth. Vor Zeiten wäre mir mit tausend Gulden geholfen gewesen. Ich hätte ausstudirt, wäre ein geistlicher Herr geworden. Dazumal wollt' ich schier verzweifeln; seither bin ich längst schon ruhig und ein alter Mann geworden. Was finge ich jetzt mit dem Gelde an? Soll ich meine Heerde zu Pferde hüten, alle Tage Würste speisen und jeden Abend mir einen Stieber anzechen? Gewiß: der Reichthum wäre mir weder auf Erden, noch meiner armen Seele jenseits zum Heil. Lassen Sie mich den Rest meiner Tage verleben wie meine schönsten Jahre: als ein armer Mann. Vor allem aber graut mir vor der Erbschaft meines verbrecherischen Bruders. Von ihm

nehm' ich nichts, das steht fest. Der Hofrichter möcht' es wohl; er glaubt, daß ich ihn und seine Familie dadurch bestehle. Aber meine Blutsfreunde haben mich bisher verachtet und verläugnet, und nähme ich auch das Geld, dürften sie doch nicht einen Kreuzer davon haben.“ — Der Prälat sagte prüfend: „Wie aber, wenn ich um deines Starrsinns Willen dir den Dienst aufkündigte?“ — „So würde ich nach Herrmannstadt wandern und die Kühe des Spitals hüten. Seinem Gutthäter würde das Spital den Posten nicht abschlagen.“ — Der Prälat unterdrückte mit Mühe sein Lächeln; trat zum Schreibtisch und langte eine Handvoll gelber und weißer Marken hervor und reichte sie dem Hirten mit den Worten: „An dir ist Hopfen und Malz verloren. Geh' hin, Trotzkopf, und mögest du bereuen, ehe es zu spät geworden.“ — Schon gut, dachte Gualbert, und ging, sich höflichst für die beinernen Marken bedankend, deren jede eine Anweisung auf den Kellermeister für eine Maaß Wein oder Bier, je nach ihrer Farbe bedeutete.

So wandelte er ruhig seinem Häuschen zu, den

Leinwandkittel wieder anzuziehen. Aber seiner harrten dort der Hofrichter, der fremde Anwalt der Landgerichtsarzt, und Aktuar, und Amtsfrohn und eine Menge von Bürgern, Weibern und Dirnen als neugierige Zeugen. — „Da kommt der Wahnsinnige," sagte Eichelhuber eben zu dem Arzt: Ueberzeugen Sie sich von seiner Krankheit, Herr Doktor, und von der Nothwendigkeit, ihn zu entmündigen, bevor er seine Familie an den Bettelstab bringt. Stehenden Fußes schicke ich einen Expressen an das Kreisamt; die Sache wird bald abgemacht, dem wahnwitzigen Verschwender alsobald ein Vormund bestellt werden."

„Thut was ihr dürft;" versetzte Gualbert ruhig, indem er seines Häuschens Thüre aufschloß. Die Herren drängten sich ihm zuredend und ermahnend nach; doch predigten sie tauben Ohren. Mit Gleichmuth zog der Hirt seinen langen blauen Ueberrock aus, und legte ihn sorglich zusammen. Plötzlich stockte das Wort in des Hofrichters Mund. Seinen Freund Baumgärtner anstoßend zeigte er erstaunt auf ein zu seinen Füßen liegendes ge-

faltetes Papier. Der etwas kurzsichtige Advokat bückte sich, nahm den Brief auf, und las, des Hofrichters Erstaunen theilend, die Aufschrift: „Wahrhaftiger Bericht über die Ermordung des Waldmeisters Philipp Salzer."

Der Hofrichter in seinem criminalistischen Eifer schob den Brief in die Tasche und sagte mit Gewaltsstimme dem Gualbert unter die Augen: „Heda! haben wir dich? Gestehe: du bist des Waldmeisters Mörder!" Der Hirt wurde blaß. „Warum nicht gar, gestrenger Herr?" stotterte er. — „Alles Leugnen ist umsonst;" fuhr der Richter mit strenger Amtsmiene fort: „in's Verhör, in's Gefängniß mit dir! die Stunde ist günstig, dein Geständniß wird nicht ausbleiben."

War nun vorher von dem Reichwerden des Gualbert ein groß Geschrei gewesen, so war's nun um so ärger von der vorgeblichen Mordthat. Schnellfüßige Boten eilten damit voraus in das Städtchen, in das Amthaus. In einem Vorzimmer des letztern wartete Nanni. Sie war beschieden worden, um mit aller Feierlichkeit zu ver-

nehmen, daß ihr aus des Vetters Verlassenschaft auch nicht ein Heller geblieben. Wie gern hätte sie jedoch — so traurig ihr Verlust war — wie gern hätte sie eine Tonne Goldes im Stich gelassen, um dem Freund Gualbert durchzuhelfen, von dem eine Missethat verkündet wurde, die ihr unglaublich schien. Sie wankte auf ihren Füßen, die Arme, sie wurde lilienblaß, sie kämpfte mit den bittersten Zähren, aber, je lauter der Neid und die Verläumdung gegen den Hirten aufschrie, je inniger wurde sie vom Ungrund der Lästerung überzeugt.

Und als Gualbert an ihr vorüber in's Verhörzimmer geführt wurde, rief sie ihn mit Seelenangst, um alles andere unbekümmert an: „Ich glaub's nicht, lieber Gualbert; ich glaub's nicht!" — Er erschrack ein wenig, dankte ihr dann mit einem warmen Blick, und rief im Vorbeischreiten ihr zu: „Euer Vater wird nun ehrlich begraben werden!" —

Er hat gestanden, murmelte das dumme Volk: es hat ihm schier's Gewissen abgedrückt.

Vor dem Stuhle des Richters, der den Aktuar und den Freund Baumgärtner zur Seite hatte, stand Gualbert wie ein rechter Mann. Der Hofrichter hielt den verhängnißvollen Brief vor: „Noch ist das Blatt nicht eröffnet, dem Ihr Eure Seelenpein vertraut habt! wenn dieser Brief von Eurer Hand ist?“ — „Er ist's, gestrenger Herr! Ich hab' ihn vor sechs und dreißig Jahren geschrieben und seitdem eine Feder nicht mehr angerührt. Der Brief sollte mein Testament seyn. Gott hat's anders geschickt.“ — „Ihr seid des Mordes an dem Waldmeister verdächtig geworden!“ fuhr der Hofrichter fort. — „Verdächtig? vielleicht. Doch wird, denk' ich, der Brief die Sach' aufklären.“ — „So? könntet Ihr, bevor wir ihn öffnen, des Briefes Inhalt uns zu Protokoll geben?“ — „Warum nicht? Mein Gedächtniß ist gut, und eine Begebenheit, wie die verzeichnete, vergißt man nicht so leicht, und lebte man hundert Jahre.“ — „So redet!“

Also that Gualbert und der Aktuar schrieb fleißig nach: „Am Abend des Kreuzerfindungfestes

Anno 1792 kam mein Vater selig, der Rentmeister, nicht zum Nachtessen. Das war nicht in seiner Gewohnheit. Die besorgte Mutter schickte mich, ihn aufzusuchen. Mein Bruder, der Xaver, war auch nicht daheim; das war jedoch seine Art. Seit langem dem Trunk, dem Kegelspiel, den Mädeln und dem Wildpretschießen nachlaufend, hatte er's seit kurzem ärger als je getrieben. Der Waldmeister hatte ihm nämlich die Oberleitner-Theres vor der Nase weggeheirathet. Das konnte ihm Xaver nicht vergeben; die Theres war sauber, vermöglich und verständig. Der Waldmeister war streng in seinem Dienst und wollte dem Xaver das Wildern nicht mehr angehen lassen. Daher eine arge Feindschaft von Xaver's Seite. An jenem Abend lief ich also auf dem kürzesten Weg zum Felsenkeller, nach dem Vater zu fragen. Dort kegelten noch Einige, die mir sagten, der Rentmeister sey lustig und guter Dinge in der Abenddämmerung fortgegangen; wahrscheinlich auf dem Fußweg am Wildbach, um den Salzer-Philipp noch einzuholen, der zehn Minuten früher abge-

gangen. Der Waldmeister hatte sich vorher im Forst umgesehen und trug seine Pürschbüchse. — Ich schlug ebenfalls den Fußweg ein, und kam ohne auf irgendwas zu stoßen, nach Hause. Da erfuhr ich, der Vater sey daheim, habe sich jedoch ohne zu Nacht zu essen, ziemlich unwohl, schlafen gelegt. Ich speiste an seiner Statt und legte mich, ohne an Uebles zu denken; schlief bis an den lichten Morgen, und im Begriff, in das Stift zur Vorlesung zu gehen, begegnete ich dem Vater. Er sah übernächtig und bleich aus, seine Augen waren verquollen; er sagte mir, er habe ein Brechmittel genommen, das ihn erleichtert. Darauf bat er mich, bei ihm zu bleiben, und das Geld ihm zählen zu helfen, das er in's Stift abzuführen habe. — Dies fiel mir auf: es war sonst das Geschäft meines Bruders. Natürlich aber folgte ich in die Kanzlei, wo wir zu unserm größten Schrecken, nachdem die Kasse geöffnet, nichts in derselben fanden, als einen Zettel, worauf mit Bleistift geschrieben: „B'hüt Euch Gott; mich seht Ihr nimmer wieder! Xaver." — Mein

armer Vater fiel um; es hatte ihn der Schlag gerührt. Ich unterstützte den Vater. Mit schwerer Zunge lallte er noch: der Xaver hat den Waldmeister mit seinem eignen Stutzen erschossen. Sag's nicht weiter . . . ich kam dazu . . konnt's aber nicht hindern . .! Was er noch sagte war unverständlich. Bald schwieg er für immer, bald war er todt. Den Waldmeister fand man jedoch am selbigen Morgen, ziemlich weit ab vom Fußwege unter einem Haufen Reisig. Man untersuchte, arrestirte . . . . ich schwieg, dem väterlichen Befehl gehorsam. Nun aber jetzo alles heraus ist, fühle ich mich gar sehr erleichtert, und will mich gern für mein langes Stillschweigen strafen lassen. — So wie ich's gesagt, wird's auch im Brief stehen." —

Der Hofrichter erbrach das Schreiben; es stimmte in allem mit der Aussage Gualberts überein. Mit verlegenem Achselzucken schaute der Richter den Herrn Baumgärtner an. Dieser flüsterte ihm in die Ohren: „Sie haben sich übereilt. Geben Sie den Unschuldigen frei. Sie

handelten ungesetzlich; . . . zudem — hätte er den Mord begangen, würde ihn die Verjährung frei sprechen. — Machen Sie ein Ende!"

Mit einem leisen Seufzer antwortete der Hofrichter laut: „In Gottes Namen. Herr Eichelhuber, Sie können gehen, wohin Sie wollen. Demungeachtet wird's noch eine Verhandlung wegen der Erbschaft aus Siebenbürgen absetzen. Ihre Verwandten wollen Sie entmündigen, wenn Sie auf Ihrem Kopfe beharren. Bedenken Sie das wohl!" — „Ich nehme nichts vom Erbe eines Mörders;" behauptete Gualbert steif und fest. — Der Hofrichter, in sein Kabinet tretend, sprach zum Advokaten: „Sagen Sie zu dem Mann das letzte Wort als Jurist, und, folgt er nicht der Vernunft, so mag geschehen, was wir für recht halten." —

Baumgärtner mit Gualbert allein, stellte ihm, wie man sagt, Himmel und Hölle vor. Aber Gualbert war wie ein Fels im Meere, wenn er gleich hin und wieder stutzte über so manches derbe Wort, dessen vernünftigen Sinn er nicht abläugnen konnte.

Endlich hatte Baumgärtner einen Einfall, der direkt vom Himmel kam. „Warten Sie!" sprach er zum Hirten, sprang hinaus und führte die Waldmeister-Nanni, die er draußen stehen gesehen zu haben sich erinnerte, herein. Gualbert wurde ganz betreten. — „Mir kommt vor, Jungfer," sagte der pfiffige Anwalt, „als ob Sie mit dem Herrn Eichelhuber da gut stehen? Sie könnten ein gutes Werk thun. Bringen Sie ihn, der Geld und Gut mit Füßen von sich stößt, auf andere Gedanken." —

„Zuerst muß ich ihm danken, aus voller Seele danken, für meines Vaters Rechtfertigung!" rief Nanni, und fiel dem Hirten, der schier ohnmächtig wurde, ohne weiters um den Hals: „Dank, Dank noch einmal, lieber Gualbert! Was aber das Zureden betrifft, so hab' ich dazu keine Zeit; der Müller von Malschweier wartet mit seinem Wagen auf mich. Die gnädige Frau schickt ihn, mich abzuholen."

„Das wird nicht seyn!" brach Gualbert in helle Thränen aus: „Ihr wollt gehen? Du, . . .

Ihr, Nanne, liebe Nanni, wollt mich verlassen?“

„Nur zu, nur zu!“ hetzte Baumgärtner heimlich an der Jungfer, die verwirrt und stotternd fortfuhr: „Sei vernünftig, Gualbert, lieber Gualbert! Thu's mir zu lieb, daß ich dich glücklich weiß, wenn ich . . . wenn ich . . . .“ — hier drohten auch bei ihr die Thränen — „wenn ich nicht mehr bei dir bin . . . . ! Weist du wie? Kauf' den Hohenpetersberg . . . werd' ein Bauer, . . . nimm Dir . . . ach mein Gott, es schickt sich gar nicht, was ich da sage . . . aber ich meine es gut: nimm Dir eine brave Bäuerin in's Haus, und denk' manchmal ein klein winzig wenig an die Nanni, . . . hörst du . . . ?“

Schluchzend endigte das Mädchen und wollte fort. Baumgärtner hielt sie auf. — Gualbert stand wie vom Blitz gerührt. Ihm war ein großes Licht aufgegangen. Ein schöner Traum von ihm war stets gewesen, im Paradies einmal Hohenpetersbergerbauer zu werden . . . . ! Jetzt — wenn er nur wollte — konnte sich der ehrgeizige Traum verwirklichen . . ! und heirathen, . .

heirathen, wovon er kaum je nur geträumt! Ihn schwindelte, und wie ein zaghaftes Kind stammelte er: „Ich wüßte halt nur Eine, die ich zur Bäuerin möchte . . . . und die Eine . . . nimmt mich alten Kerl doch nicht!“ —

Baumgärtner führte nun beide, den über seine eigenen Worte erschrockenen alten Knaben und die zinnoberrothe Jungfer, mit sanfter Gewalt aus dem staub'gen Aktenzimmer, und sagte zu ihnen: „Mein! seyd's doch nicht so wunderliche Leut'! Geht's, macht's einen Spaziergang zum steinernen Kreuz hinaus und redet euch von der Brust weg, was darauf liegt. Ich will indessen den Müller und seinen Wagen heimschicken, wenn Ihr nichts dagegen habt?“

Als dagegen nicht protestirt wurde, that Baumgärtner, wie ihm gefiel, und am Mittagstisch sagte er gutmüthig spottend zum Hofrichter: „Ihr seyd um die Erbschaft, Freund. Aber die Gerechtigkeit ist dabei vergnügt, und auch Ihr werdet's seyn, sobald das bissel Geiz und Habsucht das Gewehr gestreckt haben.“ — Der Hofrichter lachte sauersüß

zu der Nachricht; doch ist ihm zur Ehre nachzusagen, daß er weder Gualberts Feind wurde, noch aufhörte, Baumgärtners Freund zu seyn.

Der Hohenpetersbergerbauer und seine Bäuerin leben aber noch gesund und vergnügt. Für weitere Erben ist gesorgt, und Gualbert inzwischen so klug geworden, daß er nicht noch einmal eine Erbschaft ausschlagen würde, wenn ein zweiter Xaveri irgendwo sie ihm hinterließe.

Inhalt.

	Seite
Benzenweiler	1
Eine Gespenstergeschichte	52
Das walische Kraxenmannerl. (Eine österreichische Geschichte)	83
Milord und Milady	120
Der Ring des Alarich	198
Der Klosterhirt	270

314
270
44

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spindler, Karl,

Stadt und Land

Bd.: 2. Band

Stuttgart 1849

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.770#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722749-7